Hallesche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen

für Anhalt und Thüringen.

1917 Nr. 590 — Jahrgang 210

Bezugspreis für Halle u. Vororte 3.25 Mk. Durch die Post bezogen 3.50 Mk. für das Vierteljahr. Einzelnummer 1.20 Pf. Die Hallesche Zeitung erscheint wöchentlich dreizehnmal. — Gratis-Beilagen: Illustrierter Courier (tägl. Unterhaltungsblatt). Zu Unterhaltungsblatt (Sonntagsbeil.), Landw. Mitteilungen, Illustr. Modenbeilage. Sächsische Provinzialblätter, Kinderbeilage (für die junge Welt)

Sonntag-Ausgabe

Anzeigengebühren für die siebenspaltene Kolonelzeile oder deren Raum 30 Pfennig. Reklamen am Schluß des redaktionellen Teils die Zeile 100 Pfennig. Anzeigenannahme bei der Geschäftsstelle in Halle (Saale) und bei allen bekannten Annoncen-Expeditionen. Postscheckkonto: Leipzig Nr. 20612

Geschäftsstelle in Halle (Saale): Leipziger Straße Nr. 61/62. Fernruf 700 während der Geschäftsstunden. Nach Geschäftsschluß: Schriftleitung 5610. Geschäftsstelle 5608 und 5609. Hauptschriftleiter: Dr. H. Simon, Halle

Sonntag, 18. November 1917

Geschäftsstelle in Berlin und Berliner Schriftleitung: Bernburger Straße 30. — Fernruf Amt Kurfürst Nr. 6290. Druck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale)

Erfolgloser englischer Vorstoß in die Deutsche Bucht

Die Kämpfe an den Fronten

Berlin, 17. Nov. In Flandern wurden am 16. bei dem erfolgreichen Unternehmen an der Chaussee Dixmuide—Bixschoote außer den 63 gefangenen Belgiern noch zwei Maschinengewehre erbeutet.

Das in den frühen Morgenstunden des 16. November auf unsern Stellungen in Gegend Paschendaele liegende starke englische Feuer steigerte sich gegen 8 Uhr vormittags zu heftigem Trommelfeuer. Unsere Artillerie nahm sofort als Vorbereitung erkannte feindliche Gräben unter wirksames Vernichtungsfeuer, worauf die feindliche Feuertätigkeit nachließ und feindseitige Angriffe unterblieben. Vom Blankaartsee bis Becelaere unterhielt der Feind nachmittags lebhaftes Feuer, das sich nach verschiedenen heftigen Feuerüberfällen in Gegend Paschendaele erneut zum Trommelfeuer steigerte. Angriffsversuche der Engländer wurden wiederum durch unser Feuer in ihrer ersten Entwicklung erstickt. Die in dem schlammigen Trichterfeld und Wassergräben dicht massierten Engländer erlitten hierbei starke Verluste.

An der Front zwischen Bahn Ypern—Staden und Ypern—Houlers nahm vom Nachmittag bis zum Abend das Feuer zu und sag kurze Zeit als Trommelfeuer auf unsern Stellungen nördlich Paschendaele, ohne daß die feindliche Infanterie angriff. Auch nachts hielt kräftiges Störungsfeuer gegen unsern Abschnitt und weiter südlich bis Becelaere an.

Dem heftigen Minenfeuer, das am Morgen des 16. November auf unsern Stellungen bei St. Quentin lag, ist kein Angriff gefolgt. Das starke Artillerie- und Minenfeuer hielt auch hier mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag über an. Nach kurzem Abflauen in der Nacht hat es am 17. November in der frühen Morgenstunden mit größerer Stärke wieder eingesetzt. Auch in Gegend Bullecourt, Havrincourt und Bendhuille und Guillemont-Ferme war die Feuertätigkeit gesteigert.

Nordöstlich Soissons lag auf unseren Stellungen bei Moulin lebhafteres Feuer. Patrouillengefechte brachten uns 5 Gefangene ein, während beiderseits Reims mehrfache Patrouillenvorstöße des Gegners namentlich im Hochgebirge unter Einbehaltung von Gefangenen blutig abgewiesen wurden.

In Italien machen nach wie vor trotz ungünstiger Witterung die Verbündeten weitere Fortschritte. Oesterreichisch-ungarische Truppen haben nach erbitterten Kämpfen die steilen Höhen des Mte. Prassolan und des Mte. Penrna erobert und über 800 Gefangene eingebracht.

Von der italienischen Front

Wien, 17. Nov. Aus dem Kriegspressequartier wird mittags gemeldet: Gestern, vor- und nachmittags, griffen Italienereinheiten am linken Flügel der vorgehenden Armen die Batteriestellung bei Cortellazzo an der Piavemündung mit schweren und mittleren Geschützen mit sichtbarem Erfolge an. Die Batterien erwiderten mit lebhaftem Lagenfeuer aus mittleren Geschützen, ohne Schaden zu verursachen und ohne Verluste herbeizuführen. Außer wirkungslosen Fliegerangriffen keine feindliche Gegenwirkung. Aus der Gegend von Benedig kommende feindliche Einheiten zogen sich bereits bei in Sicht kommen wieder zurück.

Bürgerkrieg in Finnland

Kopenhagen, 17. Nov. Nach Meldungen aus England über Haparanda ist der Bürgerkrieg in Finnland im vollen Gange. Die Sozialisten gewannen mit Hilfe russischer Matrosen in Helsingfors die Oberhand. Seitdem bemächtigten sich aber mehrere tausend Mann von der Bürgerwehr des Polizeiamtes, um einen Pogrom zu verhüten. Sonst scheinen die Streikenden überall in Finnland die Macht an sich gerissen zu haben. Telegramme werden nicht befördert. Es verkehren nur noch Eisenbahnzüge, die Arbeiter befördern. Reisende, die sich durch Finnland nach Rußland begeben wollten, sind unverrichteter Sache nach Haparanda zurückgekehrt. Als Vorsteher des Telegraphenamtes in Tornea ist ein finnischer Soldat angestellt worden, der nur finnisch spricht. Das ganze Offizierkorps in Tornea ist abgesetzt worden. Streikende und Soldaten beherrschen die Stadt. Die Stimmung im nördlichen Finnland ist ruhig abwartend.

Die Sozialisten Herren von Finnland

Stockholm, 17. Nov. Finnland steht nunmehr ganz und gar unter der Kontrolle der Sozialisten, deren Bevollmächtigte alle zentralen und öffentlichen Einrichtungen im ganzen Lande in die Hand nehmen. In Tornea z. B. trafen vorgestern Vertreter des sozialistischen Rates ein und beschlagnahmten das Getreide bei den Bauern. Es werden jedoch keine Unruhen gemeldet. Die Sozialisten prüfen jeden Paß in Tornea; ohne ihre Genehmigung sind die Pässe nicht gültig. Man spricht schon von einem Kompromiß zwischen Bürgern und Revolutionären, durch das ein Ende des allgemeinen Ausstandes erzielt werden sei.

Berlin, 17. Nov. (Amtlich.) Zum ersten Mal seit dem ersten Kriegsmonat versuchten am 17. November mehrere starke englische Seestreitkräfte in die deutsche Bucht einzubrechen. Durch unsere Sicherungen wurden sie bereits auf der Linie Horns Riff-Terschelling festgestellt und durch den sofort angesetzten Gegenstoß unserer Vorpostenstreitkräfte mühelos und ohne eigene Verluste abgewiesen.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Neue U-Bootbeute

Berlin, 17. Nov. (Amtlich.) Durch die Tätigkeit unserer U-Boote wurden auf dem nördlichen Kriegsschauplatz neuerdings

16000 Br.-Reg.-To.

versenkt. Unter den vernichteten Schiffen befanden sich drei beladene gesicherte Dampfer, von denen zwei englischer Nationalität waren.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Abendbericht des Großen Hauptquartiers

Berlin, 17. Nov., abends. (Amtlich.) Von keiner Front sind bisher besondere Ereignisse gemeldet.

Der österreichische Generalstabsbericht

Wien, 17. Nov. Amtlich wird verlautbart:

Italienischer Kriegsschauplatz

Im Gebirge südwestlich von Feltre wird bei Schnee und Frost hartnäckig gekämpft. Unsere Regimenter erstürmten nach Ueberwindung zähen feindlichen Widerstandes den Mte. Prassolan und den Mte. Penrna, wobei ein italienischer Regimentskommandant, 50 Offiziere und 750 Mann in unserer Hand blieben.

An der unteren Piave mußten auf dem Westufer stehende Erkundungs-Abteilungen vor stärkerer Gegenwirkung zurückgenommen werden. Im Mündungsdreieck ist die Lage unverändert.

An der Ostfront und in Albanien keine Ereignisse von Belang.

Der Chef des Generalstabes.

Verlorene Schiffe

Rotterdam, 16. Nov. „Maasbode" meldet: Der amerikanische Segler „City of Washington" (2282 T.) ist gesunken, der englische Dampfer „Clematis" (3640 T.) ist gestrandet und wrack, der französische Dampfer „Flandre" (8503) ist infolge eines Zusammenstoßes schwer beschädigt, ebenso der englische Dampfer „Mahopac" (3210). Der amerikanische Dampfer „Manchuria" (13 628) ist nach einem Zusammenstoß schwer beschädigt an Strand gesetzt worden. Der englische Dampfer „Memphian (6305) ist schwer beschädigt, ebenso der amerikanische Dampfer „Sucrosa" (6788). Der französische Segler „Josephine" (646) ist gesunken, der norwegische Segler „Njörd" (522) wurde brennend aufgegeben, der norwegische Dampfer „Nestor" ist gesunken. Vermißt werden: der amerikanische Dampfer „Benjamin Russeyl" (154), der amerikanische Segler „Kenwood" (922), der französische Segler „Mangahua" (2729) und der amerikanische Segler „Timandra" (1579).

2000 Tote in Moskau

Amsterdam, 17. Nov. Reuter meldet aus Petersburg, daß bei dem Aufstand in Moskau viel Blut floß. Die Zahl der Toten wird auf 2000 geschätzt.

Dem „Temps" zufolge gab der öffentliche Wohlfahrtsausschuß vorläufig die Versuche auf, alle gemäßigten Elemente um sich zu sammeln. Der Eisenbahnerverband kündigte am Sonnabend Mitternacht einen allgemeinen Ausstand an, wenn bis dahin die beiden Parteien sich nicht geeinigt haben sollten. Für die Dauer der Unterhandlungen weigerten sich die Eisenbahner, Truppen und Munition für beide Teile zu befördern. Die Extremisten unterstützen die Auffassung der Eisenbahner.

Krieg, Friede und Internationale

Von einem Arbeiter

Als dieser Weltkrieg entbrannte, da war ich begierig zu sehen, wie sich die internationale Sozialdemokratie zu ihm stellen würde. Ich war begierig zu sehen, ob die internationalen Genossen ihren Worten auch die Tat folgen lassen würden, ob sie wirklich diejenige Partei waren, welche die internationale Völkerverbrüderung und den Völkerfrieden bedeutet. Ich war wirklich auf den Augenblick erpicht, wo die internationalen Genossen nun ernsthaft sich um die Erhaltung des Völkerfriedens bemühen würden; denn meiner Meinung nach mußte es für die internationalen Genossen ein Leichtes sein, eine Bewegung hervorzurufen, deren Ziel die Erhaltung des Völkerfriedens war. Aber es kam anders. Nicht nur, daß die Sozialdemokraten nicht im geringsten einen Schritt dazu taten, um den Völkerfrieden zu erhalten, nein im Gegenteil. Die internationalen Genossen im feindlichen Ausland, diese Prediger für Volksverbrüderung und Völkerfrieden, sie waren die ärgsten Kriegshetzer. Ihr Ziel war, ebenso wie das der feindlichen Machthaber, durch diesen Krieg, der nur Konkurrenzneid, Habsucht und Landgier zur Ursache hatte, Deutschland zu zertrümmern, unbeschadet darum, ob sie ihre brüderlichen deutschen Genossen der Not und dem Elend überlieferten. Noch dazu durch einen Krieg, den das deutsche Volk mit seinem Kaiser an der Spitze nicht gewollt und nicht verursacht hat. Hat doch, wie es erwiesen ist, unser Kaiser bis zum letzten Augenblick alles getan um diesen Weltkrieg von uns abzuwenden.

Wie tief sich der Glaube an eine Völkerverbrüderung und an die Unmöglichkeit eines Krieges, noch dazu eines Weltkrieges, in der sozialdemokratischen Arbeiterschaft festgewurzelt hatte, will ich nur durch ein Beispiel bestätigen. Es war kurz vor Ausbruch des Krieges, da traf ich einen Kollegen von mir, einen überzeugten Genossen. Ich sagte zu ihm: „Du, es wird einen großen Krieg geben". Dieser Kollege und Genosse, welcher ebenso wie so viele Arbeiter die gepredigte Völkerverbrüderung und den Völkerfrieden für bare Münze nahmen, entgegnete mir: „Das leidet die Sozialdemokratie nicht, da müßte die große Internationale nicht da sein". Gleich darauf, der Weltkrieg war entbrannt, traf ich diesen Genossen wieder und rief ihm zu: „Nun, was sagste denn nun?", da war er über die internationalen Genossen sehr ungehalten, was er durch kräftige Worte zum Ausdruck brachte. Ob dieser Kollege auch fernerhin ein überzeugter Genosse geblieben ist, möchte ich stark bezweifeln. So war es denn mit der Völkerverbrüderung und dem Völkerfrieden nichts. Es war Seifenschaum, es waren nur Worte, nichts als Worte. Ob hierüber manchem deutschen, sozialdemokratisch gesinnten Arbeiter nicht die Augen aufgehen werden?

Nun währt dieser durch Habsucht und Ländergier unserer Feinde uns aufgedrungene Krieg schon über drei Jahre. Mit Begeisterung ist das deutsche Volk und die deutschen Arbeiter, auch die sozialdemokratischen, deren Vaterlandsliebe doch stärker war als der Glaube an das Wolkenkuckucksheim, genannt sozialdemokratischer Zukunftsstaat, in den Krieg gezogen, um das von Feinden ringsum bedrohte Vaterland zu verteidigen. Unsere und unserer Verbündeten Heere stehen tief in Feindesland, sie haben das Unmögliche möglich gemacht, sie haben die Verwüstung und Zertrümmerung unseres Vaterlandes abgewehrt. Auch hier sind es wieder die Scheidemann-Genossen, welche uns nicht nur um die Siegespalme bringen wollen, sondern auch einen für das deutsche Volk und für uns deutschen Arbeiter direkt schädigenden Verzicht- und Entsagungsfrieden erstreben. Wir alle ersehnen den Frieden; das deutsche Volk, die deutschen Arbeiter wollen aber keinen Scheidemann-Frieden, der das deutsche Volk und die deutschen Arbeiter einer trostlosen Zukunft entgegenführen würde, um schließlich als Vasall des Welttyrannen, des Engländers sein Dasein zu fristen. Wir wollen einen deutschen Frieden, wir wollen den Urheber des Krieges niederringen, dieses England, das schuld an dem diesen Weh in unseren Familien und an den Entbehrungen ist, die wir

Zur Reichstags-Friedensentschließung vom 19. Juli 1917 schreibt ein Schwede im „Berliner Lokalanzeiger" vom 3. September: „Jedesmal, wenn ein Deutscher jetzt über Frieden spricht, ist das ein verlorener Schützengraben; jedesmal wenn im Reichstag über Frieden gesprochen wird, bedeutet das eine verlorene Schlacht, und jede Friedensäußerung des Kanzlers steht gleich dem Verluste einer Armee!"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191711181-16/fragment/page=0001

uns auferlegen müssen. Daß der von England angeführte Kriegsgrund — Belgien — Schwindel ist und daß englischer Konkurrenzneid und Habsucht die Kriegsursache war, das, müßte man doch annehmen, sollten auch die Scheidemänner wissen, Frankreich und Rußland hätten uns nie angegriffen, wenn sie nicht die große Seemacht England hinter sich gehabt hätten. Hätten sie es aber doch getan, so wären sie in kurzer Zeit abgetan gewesen, und kein Italien und Rumänien hätte sich getraut gegen uns zu ziehen. Wir hätten unseren Leibriemen nicht enger schnallen brauchen, wir hätten auch fernerhin alle Auslandswaren hereinbekommen; dafür hätten unsere Blaujacken schon gesorgt. Wir hätten nicht viel Tauchboote beschäftigen brauchen, wir hätten nicht nötig gehabt, so eine ungeheure Zahl von Schiffen zu versenken. Anders war es, als England auf den Plan trat. Italien und Rumänien bekamen Mut, wobei die vielen englischen Millionen eine große Rolle spielten. England hat uns auch den Japaner, der doch Deutschland so viel zu danken hat, auf den Hals gehetzt, ebenso Portugal, Nord- und Südamerika. Also England und immer wieder England ist Urheber dieses Krieges, und alles Leid und Wehe haben wir einzig und allein nur dem Welttyrannen England zu verdanken.

Und nun kommen die Scheidemänner und winseln um einen für uns Arbeiter verderblich werdenden Entsagungs- und Verzichtfrieden! Ich und viele andere Arbeiter, auch viele der Genossen, sind der Meinung, daß, ehe nicht England niedergerungen ist, es keinen wirklichen Frieden gibt. Ich will sogar den Scheidemännern verraten, daß ein großer Teil der Arbeiter geneigt ist, eher mit allen anderen Feinden Frieden zu schließen, als mit England; mit England erst dann, wenn es vollständig bezwungen ist. Unsere Heeresverwaltung hat gesagt, daß wir es schaffen. Also weg mit dem Scheidemann-Frieden.

Die Arbeiter können nur diejenigen für ihre Freunde ansehen, welche auch in die Zukunft sehen, und nicht für einen Verzichtfrieden, sondern für einen deutschen Frieden eintreten. Dieser Krieg hat mir zwei liebe Kinder genommen, und ich muß gestehen, ich bin seit dieser Zeit ein schwermütiger Mann geworden. Den Verlust meiner lieben Kinder schreibe ich ausschließlich auf das Schuldkonto der Engländer. Und wenn ich auf der Straße unsere Feldgrauen als Krüppel gehen sehe, so denke ich an England und immer wieder an England, den Hauptursacher dieses Weltkrieges. Ich hasse den Engländer, diese Krämerseele, welche rücksichtslos und mit kaltem Blute sein Ziel verfolgt, auch wenn es über Leichen und Trümmer geht.

So kann ich auch hier in dem Gebaren der Scheidemänner keine Arbeiterfreundlichkeit erblicken, sondern nur direkt das Gegenteil. So gut es mit der gepriesenen internationalen Bruderliebe und dem Völkerfrieden nichts war, so wenig vertreten die Scheidemann-Genossen mit ihrem Tun und Treiben in den Friedensfragen die Interessen der Arbeiter. Allen Arbeitern möchte ich zurufen: Hinein in die Deutsche Vaterlandspartei! Nochmals, wir alle sehnen uns nach Frieden, wir wollen aber keinen für uns verderblichen, sondern einen deutschen Frieden.

Zum 50jährigen Bestehen des Marinepostbureaus

Wenn schon in der Heimat der friedliche Bürgersmann ungeduldig nach dem Stephansjünger ausschaut, so ist wohl die Sehnsucht verständlich, mit der die Besatzungen unserer Kriegsschiffe im Auslande des Postdampfers harren, der ihnen Nachricht aus der fernen Heimat bringen soll. Mit militärischer Pünktlichkeit, wie die Reisepläne der Reedereien es für Tage, man möchte fast sagen für Stunden angekündigt haben, treffen die Postdampfer in den Häfen ein, und kaum haben sie festgemacht, da ist auch ein schon eingeteiltes Boot mit der Postordonnanz zum Abholen der Post bei ihm längsseits. Auch auf hoher See wird unter Umständen die Post übergenommen, wenn infolge plötzlicher Aenderungen des Reiseplanes es den Kriegsschiffen nicht möglich ist, das Eintreffen des Postdampfers abzuwarten.

Lange Jahre hat es allerdings gedauert, bis sich der Postverkehr mit unseren Kriegsschiffen im Auslande zu der heutigen ausgezeichneten Vollkommenheit entwickelte. Zu Zeiten der Königlich Preußischen Marine war die Postverbindung besonders schwierig. Da für Sendungen nach Uebersee keine besonderen postalischen Einrichtungen bestanden, so mußte die Oberste Marinebehörde in Berlin selbst die Beförderung übernehmen. Das verursachte jedoch immer größere Schwierigkeiten, und so übernahm am 15. November 1867 die Postverwaltung des Norddeutschen Bundes diese Briefbeförderung und schuf das Marinepostbureau als eine Geschäftsstelle des Hofpostamtes in Berlin.

Während früher nur einfache Briefe befördert werden durften, wurde im Laufe der Zeit die Versendungsmöglichkeit auf alle Postsachen mit Ausschluß von Paketen, Einschreibe- und Wertsendungen ausgedehnt. Eine wesentliche Vereinfachung des Verkehrs trat durch die Einrichtung von Marineschiffspostämtern am 1. Oktober 1895 ein. Danach werden alle in das Ausland gehenden Kriegsschiffe mit einer Schiffspostexpedition versehen, die jede ihre besondere Nummer hat. Die an Bord gesammelten, mit deutschen Briefmarken versehenen Postsachen werden ebenso wie in Berlin verwaltet. Auch Geld kann in die Heimat geschickt werden; die Schiffskassen rechnen für die ab- wie eingehenden Postanweisungen mit dem Postbureau im Ausgleichswege ab. Die versiegelten Briefbeutel werden bei dem Landpostamt oder unmittelbar auf den Postdampfern abgeliefert. Das Marinepostbureau in Berlin übergibt dann die Sendungen dem heimatlichen Postverkehr.

Die Tätigkeit der Beamten dieses Bureaus ist eine recht vielseitige und wächst sich bei Expeditionen und sonstigen kriegerischen Unternehmungen zu einem gewaltigen Umfange aus. Durch die peinliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der das Bureau seines Amtes waltet, hat es sich bei unseren Blaujacken äußerst beliebt gemacht, und die Marine wird seines Jubeltages mit herzlicher Dankbarkeit gedenken.

Bulgarischer Heeresbericht

Sofia, 16. Nov. Generalstabsbericht. Mazedonische Front: Westlich des Ochridasees und am oberen Lauf des Skumbi folgen die bulgarischen und verbündeten Truppen den auf dem Rückzuge befindlichen Feind. Auf der übrigen Front schwache Kampftätigkeit. Im Luftkampf brachten deutsche Flieger zwei feindliche Flugzeuge zum Absturz. Der deutsche Leutnant von Eschwege trug seinen 18. Luftsieg davon, indem er bei Orsiak im Strumatal einen feindlichen Fesselballon abschoß.

Preußischer Landtag

Abgeordnetenhaus

Sitzung vom 17. November

Präsident Graf von Schwerin-Löwitz eröffnet die Sitzung um 1 Uhr 15 Min. Der Antrag der verstärkten Staatshaushaltskommission betreffend Förderung der Fischereien wird weiter beraten.

Abg. Dr. Newoldt (Fr.-Kons.) befürwortet die Entschließung der Kommission, die ausreichende Mittel zur Förderung der See-, Küsten- und Binnen-Fischereiversuche in der Ostsee, der Nordsee und deren Buchten fordert.

Abg. Braun (Soz.) befürwortet einen Zusatz zu der Entschließung der Kommission, wonach die Seefischerei-Erzeugnisse allen Teilen der Bevölkerung zu erschwinglichen Preisen zugeführt werden sollen.

Abg. Fürbringer (nl.): Durch die Seesperre ist die Endener Fischerei vollständig lahmgelegt worden. Wenn die Seefische zu einem wirklichen Volksnahrungsmittel werden sollen, muß für niedrige Preise gesorgt werden.

Ministerialdirektor Wehner: Das Landwirtschaftsministerium wird Sorge tragen, daß die Angelegenheiten der Fischereien nicht zu kurz kommen. Der Wunsch im Landwirtschaftsministerium, eine halbamtliche Stelle für Fischerei zu schaffen, ist jetzt im Kriege kaum auszuführen. Die Staatsregierung ist bestrebt, alle zur Hebung und Förderung der Fischerei erforderlichen Schritte zu tun.

Geheimrat Schiemens: Da im nächsten Jahre die Lebensmittel voraussichtlich noch knapper werden, so werden wir Sorge tragen müssen, daß größere Mengen Fische für die Volksernährung zur Verfügung gestellt werden. Durch das neue Fischereigesetz sind die bisherigen Beschränkungen der Fischerei beseitigt worden.

Die Entschließung der Kommission wird mit dem Antrage Braun angenommen.

An eine besondere Kommission von 14 Mitgliedern verwiesen wird ein Antrag Aronsohn und Genossen (Volksp.), in dem die Regierung ersucht wird, baldigst einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch den den in gemeinnützigen Staatsbetrieben beschäftigten Arbeitern ein Mitbestimmungsrecht bei der Regelung ihres Arbeitsverhältnisses gewährleistet wird.

Den nächsten Gegenstand der Tagesordnung bildeten Anträge der Freikonservativen, der Volkspartei und des Zentrums, die sämtlich das passive Gemeinde-Wahlrecht der in Staats-, Gemeinde-, Kirchen- und Schuldienst angestellten Personen durch Gesetz sichergestellt wissen wollen.

Nach kurzer Erörterung beantragt Abg. Gottschalk-Solingen (nl.) die Ueberweisung der drei Anträge an die verstärkte Gemeindekommission.

Das Haus beschließt demgemäß.

Der Antrag des Abg. Hammer (Kons.), die Staatsregierung zu ersuchen, bei den verbündeten Regierungen dahin zu wirken, daß bei der Erörterung der neu abzuschließenden Handelsverträge Vertreter des Handels, des Kleinhandels hinzugezogen werden und die Handelskammern und Kleinhandelsausschüsse der Handelskammer gutachtlich gehört werden, wird angenommen.

Ein weiterer Antrag Hammer (Kons.), in dem die Staatsregierung ersucht wird, unter Hinzuziehung des deutschen Handwerkes und Gewerbekammertages wirtschaftliche Maßnahmen vorzubereiten, um den Handwerkszweigen, die durch den Krieg gelitten haben, den Wiederaufbau zu ermöglichen, wird der Kommission für Handel und Gewerbe überwiesen.

Darauf tritt Vertagung auf Mittwoch, den 28. November, ein. Tagesordnung: Ernährungsfragen. — Schluß 6 Uhr.

Die englische Taktik

In neuerer Zeit betonen die Engländer auffälligerweise ihre eigenen Verluste und schicken sogar ihre Verlustlisten nach Amerika. Damit wollen sie über die Tatsache hinwegtäuschen, daß England im Kriege bisher seine eigenen Söhne nur in bescheidenem Maße geopfert hat. Die Wahrheit aber bringen beiläufige Nachrichten ans Licht, wie sie z. B. die „Morning Post" vom 24. September brachte. Das Blatt schrieb: „Wir in England haben schwere Verluste gehabt und mußten schwere Opfer bringen, aber unsere Todesfälle haben niemals die Zahl der Geburten überschritten, im Gegenteil, wir haben immer den Ueberschuß auf der richtigen Seite gehabt. 1915 betrug dieser Ueberschuß 250 000, 1916 weitere 250 000, in der ersten Hälfte dieses Jahres weitere 50 000. Unsere Gesamtbevölkerung, einschließlich unserer Männer unter Waffen, ist wahrscheinlich höher, als sie im August 1914 war." Wenn es noch eines weiteren Beweises bedürfte, daß England diesen Krieg bisher auf Kosten des Menschenmaterials seiner Kolonien und Bundesgenossen geführt hat, so wird er durch obige Zahlen erbracht. Während Frankreichs Bevölkerungsziffer um mehrere Hunderttausende unter den Stand derjenigen vom August 1914 gesunken ist, seine Geburtenziffer um vieles von der Sterbeziffer überholt worden ist, während Australien, Neuseeland und Kanada die besten ihrer Söhne für die Pläne ihres Mutterlandes geopfert haben, liefert England den zahlenmäßigen Beweis, daß sein eigenes Menschenmaterial nicht nur nicht verringert ist, sondern sich sogar vermehrt hat! Das dürfte schließlich auch der Aufmerksamkeit der Bundesgenossen nicht entgehen.

Ueberzählige Güter auf der Eisenbahn

Wie uns die Eisenbahnverwaltung mitteilt, ist der Verlust von Gütern in immer zahlreicher werdenden Fällen darauf zurückzuführen, daß infolge der jetzt angewendeten schlechteren Verpackungsstoffe die äußerlich angebrachte Bezeichnung der Güter während der Beförderung undeutlich und unleserlich wird oder gänzlich verloren geht. Es fehlt dann für die Eisenbahn jeder Anhalt über Herkunft und Bestimmung des Gutes. Die Güter werden „überzählig" und können nur sehr schwer und mit erheblichem Zeitverlust, unter Umständen gar nicht mehr ihrer Bestimmungsstation zugeführt werden. Ein wirksames Mittel, die Hinzugehörigkeit solcher überzähliger Güter schnellstens zu ermitteln, bietet das Einlegen von Zetteln mit der Adresse des Empfängers obenauf in die Packstücke, wie es den Heeresangehörigen für ihre zur Beförderung mit der Eisenbahn aufgegebenen Gepäckstücke zur Pflicht gemacht ist und von einzelnen großen Versendern aus eigenem Antriebe schon seit längerer Zeit geschieht. Die allgemeine Einführung dieses Verfahrens in allen Fällen, in denen nach der Art der Güter das Einlegen von Zetteln in die Packstücke ausführbar ist, kann den Absendern im eigensten Interesse nur dringend empfohlen werden.

Heraus aus der Zwangswirtschaft!

Das unmöglich Scheinende soll Wirklichkeit werden. Es hieß es auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens, Deutschland gleiche einer belagerten Festung, in der die Vorräte gleichmäßig aufgeteilt werden müßten, damit alle etwas bekommen. Es aber sei notwendig, daß die minderbemittelte Bevölkerung durch Höchstpreise geschützt und die Waren durch Beschlagnahme dem Verbraucher herangebracht werden. Wenn von den ersten dieser Kriegswirtschaft auf die unheilvollen Wirkungen hingewiesen wurde, hieß es immer, wir seien nun einmal in eine Organisation so tief verstrickt, daß wir während des Krieges nicht zur freien Wirtschaft zurückkönnten. Plötzlich aber gegen zwei bedeutungsvolle Anträge zur Besinnung. Im Hauptausschuß des preußischen Abgeordnetenhauses sind Anträge angenommen worden, die darauf hinauslaufen, die Eier nicht mehr der Zwangswirtschaft zu unterwerfen und ebenso Obst und leichtverderbliches Gemüse von dem Zwange der gegenwärtigen Wirtschaftung zu befreien. Ob diese Anträge in Gestalt von Gesetzen zum Gesetz erlangen werden, kann heute noch nicht gesagt werden. Erfreulich aber ist doch, daß sich im Hause der preußischen Volksvertretung nüchterne Ueberlegung bei wirtschaftlichen Maßnahmen Bahn zu brechen beginnt. Zwar kann man nicht durch einmaligen Ruck aus der Zwangswirtschaft herauskommen, denn man wird schrittweise von einer Ware zur anderen den Weg wieder zurücklegen müssen, den wir gekommen sind. Wo die Not am größten ist, da wird man anfangen müssen, und da werden die Nahrungsmittel der privaten Bewirtschaftung wieder zuführen, welche am leichtesten dem Verderben ausgesetzt sind und darum der sorgsamen Pflege durch viele kleine Unternehmer in hohem Grade bedürfen. Das sind vor allem Milch, Fleisch und Eier; aber auch Obst, Gemüse und Kartoffeln gehören zu ihnen.

Noch erfreulicher ist die Tat, die wieder einmal von dem preußischen Heeresverwaltung ausgegangen ist. Die auf Grund des Gesetzes über den Belagerungszustand bestehenden Vorschriften der Militärbefehlshaber über Beschränkung des Pferdehandels werden mit dem 11. November außer Kraft gesetzt. Nach der amtlichen Meldung soll diese Maßnahme die Erwartung rechtfertigen, daß durch die Belebung des freien Handels der notwendige Ausgleich zwischen pferdereichen und pferdearmen Bezirken geschaffen wird. Die gleichmäßigere Verteilung der Pferdebestände über das ganze Land soll den fließenden Fortgang des allgemeinen Kriegswirtschaftslebens fördern. Es wäre lehrreich zu erfahren, welche Gründe die Heeresverwaltung im einzelnen bestimmt haben, dem freien Handel, wenn auch nur auf einem beschränkten Tätigkeitsfeld wieder zur Wirksamkeit zu verhelfen. Es bestand ja in manchen Gegenden großer Mangel an brauchbaren Pferden, und da mußte es nach der herrschenden wirtschaftspolitischen Auffassung doch einfach gewesen, durch Gewalt und Zwang die benötigten Pferde in die Bedarfsgebiete zu bringen, mit anderen Worten gesagt, eine Kriegsgesellschaft zur Bewirtschaftung der Pferde zu gründen und das neue Verfahren dann mit dem schönen Wort „Organisation" zu belegen. Nun hat die Heeresverwaltung den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, und man wird sie zu diesem Vorgehen nur beglückwünschen können. Die Heeresverwaltung hat ja von jeher, obwohl ihre innerliche Organisationsmittel Gewalt und Zwang sind und sein müssen, wirtschaftspolitische Gesetze weit stärker geachtet als die zivilen Behörden. Als wir in der Ernährungspolitik schon längst den Weg des Zwanges gegangen waren, blieb die Heeresverwaltung in ihrem Bereiche bei den Gepflogenheiten der freien Wirtschaft. Freilich hat sich dann auch in ihr das Zwangsprinzip breitgeblidet und in der Schaffung des Kriegsamtes äußerlich Geltung gefunden. — Als wir schon recht weit in den verfahrenen Gleisen der Staatswirtschaft gekommen waren, rief man nach einem General als wirtschaftlichen Diktator. Man glaubte, die Volkswirtschaft nach dem Vorbilde der Heeresverwaltung einrichten zu können, gleichsam Heer und Volk gemeinsam hineinzunehmen in eine große Heeresorganisation. Nun aber ist es ganz anders gekommen. Ein General hat den Mut gefunden, dem sich immer mehr breitmachenden Staatssozialismus gegenüber als Verteidiger des Wirtschaftslebens aufzutreten und mit dem Abbau des Zwanges zu beginnen.

Die Behandlung der Elsässer in Frankreich

Eine Erläuterung zu dem französischen Bemühen, sich den elsässischen „Brüdern" als langersehnte Befreier hinzustellen, geben die Belege für die bösartige, ja niederträchtige Behandlung, denen die französischen oder die gefangenen deutschen Elsässer seitens der Franzosen ausgesetzt sind. Da berichtet zunächst „L'homme enchaîné" vom 22. März von einer Beschwerde gebürtiger Elsaß-Lothringer in einem Zuavenregiment, daß sie im Gegensatz zu den übrigen Soldaten keinen Urlaub bekommen und daß ihnen auf ihre Bitten überhaupt nicht geantwortet wird. Ueber die Leiden der Elsässer aus dem von den Deutschen geräumten Stück Oberelsaß, erfährt man grauenvolle Einzelheiten von einem der Geiseln, der der französischen Haft nach drei Jahren entronnen ist. „Einige Elsässer", berichtet er, „waren seit Kriegsbeginn als Zivilgefangene im Lager von St. Maxim (Provence) eingesperrt und wurden noch schlechter behandelt als die übrigen deutschen und österreichischen Zivilgefangenen. Andere waren im Zuchthaus von Rémiremont, wo ein Sträfling ihnen die Nahrung brachte. Mehrmals hatte man ihnen gesagt: „Morgen wird man euch erschießen." Später brachte man die Armen ins Militärgefängnis der Zitadelle von Besançon. Die Nahrung war sehr schlecht und ungenügend, die Haltung der Bevölkerung, deren Haß grenzenlos war, über alle Beschreibung unwürdig. Gegen Weihnachten 1914 brachte man die Verschleppten nach Issoire, im einem Schuppen für Geschütze. Dort wurden sie 44 Stunden lang paarweise aneinandergekettet. Sie waren so mit Ungeziefer bedeckt, daß einer noch einem Strick schrie, um sich zu hängen. Mitte Januar wurden die anderen Deutschen von den Elsässern getrennt. Diese kamen in den Saal des städtischen Kino. Dort wurde ihr Los etwas leichter. Trotzdem sind 18 gestorben. Nach drei Monaten brachte man die Elsässer, die sich als deutsche Staatsangehörige bekannten, nach St. Rémy, wo man ihnen jede Verbindung mit dem deutschen Roten Kreuz verbot. Nur heimlich konnten sie sich mit der Geiselnkommission in Basel verständigen. Alle Proteste waren vergeblich. Die vertragsmäßig gewährleisteten Vergünstigungen wurden den Elsässern verweigert. Keine Neutralkommission, keine internationale Kontrollkommission besichtigte diesen Ort des Elends. Noch jetzt schmachten dort viele Frauen, Kinder und Greise." Dies ist ein kleiner Vorgeschmack von der Liebe Frankreichs zu seinen unerlösten Brüdern aus Elsaß-Lothringen.

Der übergangene Wilson

Washington, 17. Nov. „Central News" meldet: Die Regierung wurde bisher noch nicht eingeladen, Vertreter zum allgemeinen Kriegsrat der Alliierten zu senden. Sie zieht in Erwägung, ob sie selbst ihre Teilnahme an der Konferenz beantragen soll.

Der Wink mit dem Laternenpfahl dürfte in London und Paris verstanden werden.

Die feindlichen Ausländer in Amerika

Washington, 17. November. (Reuter.) Das Kabinett nahm die neuen Maßregeln gegen feindliche Ausländer an, die sich wahrscheinlich in das Register werden einschreiben müssen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191711181-16/fragment/page=0002

Die zwölfte Isonzoschlacht

Aus dem Großen Hauptquartier wird geschrieben:

I. Teil.

Elf Schlachten waren am Isonzo geschlagen. Ströme von Blut waren geflossen. Geringer Geländegewinn war das mit Autopfern erkaufte Ergebnis für den Angreifer. Diese Schlacht sollte den tapferen Verteidiger zu Boden werfen. Die letzte, die Entscheidungsschlacht werden zum Tore des Siegeszuges nach Triest. Die rüttelnden Germanenfäuste des Deutschen Grenzmanns. Gewaltige Schläge zerschmettern die Mauern. Wenige Stunden und Tagen stürzt das Werk zweijähriger Blutarbeit Italiens in Trümmer. Reihe einer Welle unserer Armee fluten in die oberitalienische Tiefebene. Mit ihnen sein Bundesgenosse hetzen den Feind hinter den Tagliamento. In ehernen Strichen zeichnet die Weltgeschichte Heldengeschicht: Die Züchtigung und den Zusammenbruch des Verrat am Dreibund! Namen steggewohnter Führer leuchten auf. General Otto von Below führt die deutsche 14. Armee über Alpen: Kraft von Delmensingen, der Schrecken Rumäniens Wotan Turmpaß, ist sein Generalstabschef; Major Freiherr von Willisen ist sein tatkräftiger, unermüdlicher erster Generalstabsoffizier. Angriffsfrohe Divisionen, Preußen, Bayern, Württemberger, folgen den bewährten Generalen von Steinen und Berrer, brave österreichische Divisionen ihren Generalen Krauß und von Scotti über die schneebedeckten Gipfel der Julischen Alpen. Im Becken von Krainburg und nördlich der Karawanken waren die Angriffsgruppen der 14. Armee bereitgestellt worden. Dort wurde die Ausrüstung für den Winterkampf im Hochgebirge der Alpen vollendet. In angestrengter Arbeit wurden dort die Angriffsvorbereitungen für den gewaltigen Durchbruch betrieben, der die italienischen Gebirgsstellungen zwischen Flitsch und Tolmein treffen und brechen sollte. In den engen Räumen der Becken von Flitsch und Tolmein waren die versammelte Armee zum Angriff aufmarschieren. In jedem Becken mußte die Armee vorgeschleußt werden. Auf etwa 40 Kilometer langen, schmalen Paßstraßen mit großen Steigungen galt es, vielmehr eine ganze Anzahl Divisionen hintereinander und so etwa die Hälfte der Angriffsartillerie und Minenwerfergruppen angesichts der beherrschenden, weiten Sicht gewährenden feindlichen Stellungen vorzudrücken. Unter Entbehrungen, ungünstigen Wetters vollzog sich der Durchmarsch Stocken und ohne Reibung. Ungeheure Arbeit wurde hier geleistet, nach mustergültiger, planvoller Vorarbeit.

In der 11. Isonzoschlacht hatte Badoglio seine Hauptkräfte zu Tolmein bis zur Morta zusammengezogen, während die lange Gebirgsfront nur mit schwächeren Kräften besetzt war. Die österreichisch-ungarische Verteidigungslinie führte vom Tolmeiner Becken über Log östlich Mesnjak, von Log nach Süden über den Monte Gabriele, die Wippach-Höhen westlich Görz zum Meere! Nun sollte der Feind aus diesem für die Verteidiger ungünstigen Kampfgebiet herausgeworfen und bis hinter den Tagliamento zurückgeschlagen werden. Zu diesen Operationen wurde im Anschluß an den Südflügel der Armeegruppe Conrad in Gegend des Rombon-Gebietes die aus deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen gebildete Armee Below in Linie Flitsch—Tolmein bereitgestellt. Der Südflügel der anschließenden Isonzo-Armee (Heeresgruppe Boroevic) hatte sich dem Angriff mit starkem rechten Flügel südwärts anzuschließen, während Mitte und Südflügel bei und westlich Görz den Gegner durch Frontalangriff festhalten sollte. Monaten in den Tagen vor dem Angriff bereit: der Nordflügel der Armee Below (die österreichisch-ungarische durch deutsche Bataillone verstärkte Gruppe Krauß) im Gelände des Rombon-Gebirgsstocks die Stoßfront der Armee mit Gruppe Stein im Raum des Krn und um Tolmein, mit Gruppe Berrer an Straße Flitsch—St. Lucko; mit Gruppe Scotti nördlich Tribusa schloß sich der rechte Flügel der Isonzo-Armee an.

Das Kampfgebiet der 14. Armee lag in dem von Felsschluchten des Tagliamento und Isonzo bestimmten Gebiete der Julischen Alpen. In kühn emporstrebenden Gipfelketten fällt das Gebirge vom 2863 Meter hohen Triglav in Richtung Süd zu der etwa 100 Meter hoch gelegenen Ebene von Udine. Weithin beherrscht der Blick von den über 1000 Meter hohen Randbergen die Ebene. Kein Mittelgebirge mildert den Übergang von der Alpenwelt zur Tiefebene. Dreimal durchbricht im östlichen Teile dieses Gebietes der Isonzo die Kampfzone. Nach seiner Vereinigung mit der Koritnica im Becken von Tolmein nimmt er mit reichem Gefälle in engem Tal gegen Karfreit. Nur vorübergehend verbreitert der Zufluß der Idria das Tal, bis sich im Gelände von Tolmein wieder eng zusammenpreßt. Oestlich des Isonzo beherrscht das schroffe Krn-Massiv, dessen Hänge in nur zwei Kilometer Luftlinie von 2245 Meter Höhe zu einer Talsohle von 180 Meter Höhenlage herabstürzen, das Kampfgelände. Im Nordflügel des Angriffsfeldes erheben sich die wilden, kahlen Felswände des Kanin bis zu 2900 Meter Höhe und bis zu 2300 Meter absoluter Höhe über dem Ort Saga. Ein Angriff vom Flitscher Becken aus muß zunächst den Talweg bis Saga durchstoßen. Erst dort öffnet sich der Ausgang nach Westen. Weiter südlich bilden die Felsblöcke des Stol-Rückens, des Mt-Mia, Mt-Matajur und Mt-Magnore den Schauplatz der Angriffe. Weithin beherrscht der Mt-Matajur das Tal von Karfreit. Ein Angriff auf die Matajurstellung kann nur über die von Tolmein führende Landbrücke des Kolovrat-Rückens durchgeführt werden. Die Bereitstellung der Armee Below in den beiden engen Räumen des Flitscher Beckens und des Brückenkopfes von Tolmein hatte den Nachteil räumlicher Trennung durch die auf dem östlichen Isonzo-Ufer vom Südwestkamme des Javorcek über die Bratakuppe (2014 Meter) und den Krn (2245) in das Gelände westlich Selo verlaufende Linienführung der italienischen Front, die Basis für die Angriffsdurchführung — die anzustrebende, beide Gruppen verbindende Talstraße Flitsch—Saga—Karfreit—Tolmein — — mußte deshalb in Angriff genommen werden. Die strategische Ausnutzung dieser Verbindungs-Talstraße forderte als erstes, in ununterbrochenem, Tag und Nacht fortzusetzendem Vorstoß zu erreichendes Angriffsziel die Linie Canin—Punta di Mt-Mangiore—Mt-Mia—Mt-Matajur—Mt-San Martino—Mt-Hum und Tribil-Höhen von Kobarid und Jeviza. Von dieser Höhenlinie aus sollte dann der allgemeine Angriff weiterstoßen bis zur Linie Gemona—Tarcento—Cividale. Die Erfahrungen der Karpathen-, Vogesen- und Alpenkämpfe wiesen der Angriffs-Taktik den Weg: schneller Vorstoß in unaufhaltsamem Angriff über die verbindenden Landbrücken von Höhe zu Höhe. Ausnutzung der Talstraßen zum Nachführen der Artillerie-Reserven und des Nachschubes, Aufweisen beherrschender Höhenstellungen durch umfassenden Angriff in Flanke und Rücken und durch Umgehung, gegenseitige Unterstützung der Frontal- und Umfassungsgruppen.

Unter diesen Gesichtspunkten wurden zum Angriff und zum gleichzeitigen Durchbruch an mehreren Stellen angesetzt: Gruppe Krauß als rechter Flügel der 14. Armee über Saga gegen den Stol-Rücken, — eine starke linke Kolonne sollte nach Wegnahme des Krsik mit Stoßrichtung Novna—Karfreit das Becken von Karfreit öffnen und den Stol-Rücken von Osten aufrollen — Gruppe Stein wurde gegen den Mt-Matajur angesetzt. Die Einnahme dieses Blockes öffnete das Becken von Karfreit von Südosten und unterstützte so die gleichzeitige, demselben Zweck dienende Operation der Gruppe Krauß. Die Gruppe Berrer wurde gegen den Mt-Hum und zum gleichzeitigen Vorstoß über Drenchio gegen den San Martino im Anschluß an Gruppe Stein angesetzt. Die Gruppe Scotti erhielt den Auftrag, der Isonzo-Armee das Ueberschreiten des Isonzo zu erleichtern mit dem Angriffsziel Globocak—Konstanjevica. Mitte Oktober waren die Angriffsvorbereitungen soweit vorgeschritten, daß der allgemeine Angriff für den Beginn der dritten Oktoberwoche befohlen werden konnte. Bis in kleinste Einzelheiten war der Plan festgesetzt. Nach einem Gasschießen von 2—6 Uhr vormittags sollte bei Tagesanbruch die allgemeine Feueröffnung erfolgen. Nach kurzer höchster Feuersteigerung sollte der Einbruch in die Stellungen auf der ganzen Frontlinie Flitsch—Selo stattfinden. Ungünstiges Wetter verzögerte den Angriff um wenige Tage. Am Abend des 23. Oktober erteilte General von Below folgenden Befehl:

Der Angriff findet am 24. Oktober statt. Allgemeine Feueröffnung 6.30 vormittags. Der Oberbefehlshaber von Below.

Diese knappen Worte sind klassisch und bleiben ein Musterbeispiel deutscher Generalstabsarbeit. Diese zwei Sätze bezeichnen den Abschluß einer Riesenarbeit an Gedanken, Plänen, strategischen und technischen Vorbereitungen. Sie bezeichnen den Beginn des Stoßes, der Italiens zweite Armee zu Boden schmetterte. Weltgeschichte von ungeheurer Tragweite liegt in diesen kurzen Worten, Weltgeschichte, erzwungen von deutschen und österreichisch-ungarischen Waffen.

Am 24. Oktober beginnt der Angriff. Wenige Stunden später wankt die ins Herz getroffene zweite italienische Armee und fällt in Trümmer.

Aus Portugiesisch-Ostafrika

Laurenco-Marquez, 15. November. Reutermeldung. (Amtlich.) Zahlreiche weitere Eingeborenen-Häuptlinge in Portugiesisch-Ostafrika haben sich unterworfen. Der Aufstand in der Zumbo-Gegend wird jetzt für beendet gehalten.

Die Aufgabe des Chemin-des-Dames

(1.—2. November 1917.)

Von besonderer militärischer Seite aus dem Felde wird uns geschrieben:

Nachdem unsere Stellung an der Laffaux-Ecke im Verlauf der Kämpfe vom 23. bis 26. Oktober hinter den Oise—Aisne-Kanal zurückgenommen war, trat in der Aisnefront ein gewisses Nachlassen des Kampfes ein. Die Artillerietätigkeit blieb über dem Durchschnitt, und im Besonderen ließ der Gegner seine zur Offensive aufgefahrenen Batterien gegen unsere noch auf dem Chemin-des-Dames liegenden Stellungen spielen. In zähen, seitlich eng begrenzten, aber riesgestaffelten Angriffen gegen den Schnittpunkt unserer alten und neuen Linie nördlich Braye suchte er unsere Stellung abzubröckeln. Am 27. und 28. Oktober schlugen die tapfer verteidigenden Rheinländer und Westfalen je zwei Angriffe ab. Die Stellung blieb fest in unserer Hand. Die Lage war gesprengt. Es blieb dem Feinde in jedem Augenblick die Möglichkeit, mit seinen zum Angriff zusammengedrängten Infanterie- und Artilleriemassen sich ohne größere Umgruppierung in erneutem Großkampf frontal auf die Dameswegstellung zu werfen und gleichzeitig vom Oise—Aisne-Kanal aus einen Flankendruck von Westen nach Osten auszuüben. Unsere Führung konnte demgegenüber durch Gegenangriff die Laffaux-Ecke wiederzugewinnen suchen und im zerkämpften Trichterfeld erneut dem Ansturm des Feindes begegnen. Das Ziel lohnte aber die zu bringenden Opfer an Menschen nicht.

So beschloß man, durch Aufgabe des Dameswegs eine gerade Linienführung herzustellen. Eine solche Räumung vielumkämpften Geländes, an dem mancher Ansturm des Feindes gescheitert ist, eine Preisgabe von Orten, die ruhmvoll in der Geschichte deutscher Siege weiterleben werden, ist eine Transportnahme des moralischen Kredits der Führung. Wir wissen seit der glanzvollen Rückwärtsbewegung Hindenburgs im Frühjahr 1917, daß unsere Führung diesen Kredit beim Volke hat. Sie stellt auch hohe Ansprüche an die Moral der Truppe, und niemand zweifelt, daß sie gestellt werden können. Schon Clausewitz schreibt in seinem Buch „Vom Kriege", daß es bei einem Rückzuge besonders vor allem darauf ankommt, „sich nicht das Gesetz des Feindes aufdringen zu lassen". Hindenburgs Rückzug zeigte auf das deutlichste, wie es darüber hinaus möglich ist, selbst in den starren Formen des Weltkrieges dem Angreifer den Willen aufzuzwingen. In kleinerem Maßstabe hat sich das auch am Dameswege wieder gezeigt. Während unsere Aisnefront bisher einem großen kampfbereiten Feind gegenüberstand, ist der Franzose nun gezwungen, uns dorthin zu folgen, wohin wir ihn haben wollen. Er ist gezwungen, sich in granatzerwühltem Gelände neu einzurichten, indes wir wohlvorbereitete Stellungen bezogen haben.

Unsere neue Front hat den Ailletteibach und den Oise—Aisne-Kanal als natürliches Fronthinderris. Der Feind ist mit den Massen seiner Infanterie nicht die Nordhänge des Chemin-des-Dames herabgestiegen. Seine Vorposten haben im Ailletteiral schweren Stand, denn unser Patrouillen zeigen von neuem, wie wenig sie vom frisch angekandenen Angriffsgeist verloren haben.

Eins aber darf bei allem nicht vergessen werden: Alle diese Bewegungen sind nur möglich, weil wir so tief in Feindesland stehen, daß es hin und wieder nicht auf einige Kilometer ankommt. Was preisgegeben wird, ist nichts als ein Grund aus zerstörtes Land, und wenn der Franzose mit weitreichenden Geschützen immer neue Dörfer in den Zerstörungsgürtel einbezieht, der als breite und gräßlich klaffende Wunde Nordfrankreich durchsieht, so muß er wissen, daß er diese Zerstörung allein seinem Starrsinn verdankt. An den zu Staub zermahlenen Trümmern von Cerny, Courton und Ailles, die wir ihm zu besetzen erlauben, kann er wiederum erjehen, daß er keinen Fußbreit seines Landes wiedergewinnt, den er nicht selbst bis zur Unfruchtbarkeit zermalmt hat. Das ist seine Tragik.

Auguste Rodin †

Paris, 17. Nov. Der Bildhauer A. Rodin ist heute vormittag gestorben.

Der große französische Bildhauer ist 77 Jahre alt geworden; er wurde am 14. November 1840 in Paris geboren. Seine Bedeutung ist in Deutschland seit langem voll gewürdigt worden. Die Berliner Nationalgalerie besitzt mehrere Werke von ihm.

(Nachdruck verboten.)

Geheimnisse und Wunder

Von Gertrud von Stokmans.

Die arme Sabett war nach diesem Besuche, der im Grunde nur ihr gegolten hatte, unglücklicher denn je. Die Hoffnung auf ein dauerndes Freundschaftsbündnis, durch Geldgewinst und durchleuchtet von heimlicher Liebe, war ihr genommen, und der Briefwechsel mit Hans von Jessenitz, der sie getröstet und beglückt hatte, starb eines natürlichen Todes. Weil sie sich zu viel zu sagen hatten, verstummten sie allmählich ganz, und nur wenn der Doktor auf Reisen war, flog dann und wann eine Ansichtskarte in die Grunewaldvilla, die dem einsamen Mädchen wie ein Almosen erschien und sie die selbstgewählte Armut noch bitterer und unversicher empfinden ließ als sonst. —

So vergingen die Jahre, die in der Jugend doppelt schwer wiegen, weil sie so kostbar und unwiderbringlich sind, und Elisabeth Rainer suchte vergebens nach einer Lebensaufgabe, einem befriedigenden Lebenszweck. Sie litt unter der inneren Gebundenheit, wie unter einem schweren Gewicht, aber sie vermochte nicht, sich selbst zu befreien. Es bedurfte es machtvollerer Einflüsse und Ereignisse, die kamen, vorher geahnt und doch plötzlich, wie ein vernichtender Sturm, nicht nur über Sabett und ihr Haus, sondern über das ganze, von Feinden umstellte, mit Vernichtung bedrohte Deutsche Reich. Was nebensächlich und gemein war, wurde wie Spreu hinweggefegt, und über Klarheiten und Dunkelheiten hinweg lohte der Kriegsfackel Feuer, unheilverkündender Schein.

Zugleich flammte aber auch die Begeisterung wie eine lodernde Feuergarbe empor, und Vaterlandsliebe und Tapferkeit feierten ihre erhabenen Triumphe. Was verborgen und verschwiegen in so mancher Menschenbrust lag, das erwachte zu bewußtem Leben, und ungeahnte Kräfte wurden frei zu freudiger, tapferer Hilfsbereitschaft und Betätigung.

Auch bei Sabett. Sie besaß drei köstliche Dinge: Jugend, Gesundheit und reiche Mittel, und sie stellte sie freudig in den Dienst des Vaterlandes und der Nächsten, und sie unermüdlich tätig von früh bis spät und fühlte sich unsagbar glücklich in ihrem großen, schönen Wirkungskreis. An den gestellten Aufgaben sich aufrichtend, wuchs sie über sich selbst hinaus, und während sie für andere lebte und schaffte, vergaß sie die Vergangenheit mit ihren Qualen und Schmerzen.

Nur Hans von Jessenitz vergaß sie nicht.

Voll freudigen Eifers war der junge Mann dem Rufe zu den Fahnen gefolgt, hatte gleich im Anfange schwere Gefechte mitgemacht und war dabei leicht verwundet worden. Während seines kurzen Krankenlagers in einem rheinischen Lazarett hatte er ihr zum ersten Male wieder ausführlich geschrieben, und nun trafen, ziemlich regelmäßig, kurze Nachrichten ein, die ihr von seinen Erlebnissen und seinem Befinden erzählten. Sie wurden von ihr durch Sendungen von Liebesgaben und Zeitungen sowie herzlichen, ermunternden Worten erwidert, und einmal fand sie sogar den Mut, ihn zu fragen, ob er verheiratet sei oder nicht. Frau Lotte habe ihr von einer Wispenheimerin, einer reizenden, jungen Witwe erzählt, die offenbar nicht abgeneigt gewesen sei, ihm entgegenzukommen, und wenn nicht früher, habe er sich vielleicht bei Ausbruch des Krieges entschlossen, sich mit ihr zu vermählen.

Die Antwort auf diese Frage war eine lange sehr energische Strafpredigt, die eine solche Möglichkeit entrüstet zurückwies, und zwischen den Zeilen stand noch allerlei, was Sabett erheiterte und unbeschreiblich beglückte. Mit der Bestätigung seiner Freiheit und seiner Treue stieg aber auch die Sorge um ihn in ihrem Herzen empor, denn sie wußte ihn in steter Gefahr, und als nun plötzlich durch Wochen jede Nachricht ausblieb, zitterte und bangte sie um sein Leben, wie eine Gattin oder eine Braut.

Die Kunde, daß sein Regiment schwere Verluste erlitten habe, steigerte noch ihre Pein, und aus ihrer sonstigen Zurückhaltung heraustretend, ruhte und rastete sie nicht, bis sie etwas über ihn erfahren hatte.

Gottlob, unter den Toten und Vermißten war er nicht, er mußte also wieder in einem Lazarett liegen, und zwar diesmal schwer verwundet, sonst hätte er ihr längst geschrieben. Sie erfuhr auch durch einen höheren Offizier, welche Lazarette in Betracht kommen konnten, und begleitet von Fräulein Bellis begab sie sich nun auf die Reise, um ihn zu suchen. Wer sollte sich um ihn kümmern, wenn nicht sie? Seine Schwester war in Amerika, sein einziger Bruder im Felde bei der Ostarmee, und von seinen Vorgesetzten waren nur wenige übrig geblieben.

Tage qualvoller Ungewißheit und nutzloser Bemühungen vergingen noch, dann fand sie Hans von Jessenitz, fand ihn außer Lebensgefahr in dem herrlich eingerichteten städtischen Hospital in Stuttgart, das auch Verwundete in beschränkter Zahl aufnimmt und vorzüglich verpflegt, und legitimierte sich als seine Verwandte, die Stieftochter seiner Schwester. Ehe sie ihn aber besuchte, ließ sie sich von der Oberpflegerin, der prächtigen Schwester Lydia, über seine Verwundung berichten, und das Herz stand ihr beinahe still vor Schreck, als sie vernahm, wie furchtbar er gelitten hatte, wie schwer seine Heimsuchung war. Der linke, von einem Granatsplitter getroffene Unterschenkel hatte ihm abgenommen werden müssen, und nun war seine Verzweiflung und seelische Niedergeschlagenheit größer als das, was er körperlich zu erdulden hatte. Ihm, dem bis dahin so frischen, kerngesunden Mann, erschien das Leben nun nicht mehr lebenswert, der Gedanke, für immer ein Krüppel zu sein, unerträglich. Nichts vermochte ihn zu trösten und aufzurichten, und Sabett, auf deren Besuch er mitten im Schlachtengetümmel wieder zu hoffen gelernt hatte, wollte er überhaupt niemals wiedersehen. Sie sollte auch von seiner furchtbaren Verwundung nichts wissen, und wenn sie ihn zu den Toten zählte, so war ihm das gerade recht.

Als sie nun aber mit Schwester Lydia in seinem Zimmer erschien, und sich mit einem leisen Lächeln an seinem Bett niederließ, als sei dies die einfachste und natürlichste Sache von der Welt, überkam ihn doch eine große, überwältigende Freude, und er hielt die Hand fest, die sie ihm stumm, in tiefer Bewegung bot. Dann, als sie allein waren, sagte er beglückt, und doch unsicher, wie aus einem wirren Traum erwachend:

„Die Kleine ist gekommen! Ja, es ist wirklich die Kleine, und zugleich eine große Dame. Ich wollte mich vor ihr verstecken mit meinem Elend und meinem Verlust, und nun hat sie mich doch entdeckt und sieht, was aus mir geworden ist. Wird sie nicht erschrecken und sich abwenden von dem jammervollen Invaliden, der im Krieg und Frieden zu nichts mehr zu gebrauchen ist?"

Jessenitz' Anblick, der Ton seiner Stimme, erschütterten Sabett tief. Sie streichelte seine abgezehrte Hand, und sich über ihn neigend, mit Tränen in den Augen, sagte sie mit dem Mute einer großen Liebe und eines großen Erbarmens:

„Hans, lieber Hans, wäre es nicht viel viel schlimmer, wenn Sie infolge einer Verwundung Ihren Verstand verloren hätten, oder das kostbare Augenlicht? Für mich sind Sie nach wie vor der schönste und beste Mann von der Welt und nebenbei ein Held, der dem Vaterlande das schwerste Opfer gebracht hat, das man bringen kann. Ich bin stolz auf Sie, und nun, da ich Sie nach qualvollem Suchen gefunden habe, müssen Sie mich auch neben sich dulden in guten und bösen Tagen. Ich verstehe jetzt etwas von der Krankenpflege, und die nötigen Papiere habe ich auch gleich mitgebracht."

(Schluß folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191711181-16/fragment/page=0003

Die Landwirtschaft im vierten Kriegsjahre

Der Bund der Landwirte

hält in diesen Tagen in der Provinz Sachsen Versammlungen ab, deren erste am Sonnabend nachmittag im „St. Nikolaus" zu Halle tagte. Geleitet wurde diese von Dr. Alberts-Münchhof. Die ernste Zeit lege uns große Verpflichtungen auf. Der Redner warf einen Blick auf die Weltereignisse, auf die Niederlage der Italiener, den Zusammenbruch Rußlands, bei dem sich die Engländer böse getäuscht haben. Was dort die Engländer nicht erreichten, auch nicht mit den Waffen, suchen sie bei uns im Innern zu erreichen, suchen uns zu verwirren und uns so zu besiegen, dem gegenüber handele es sich auch für den Bund der Landwirte, darum, durchzuhalten, mutig durchzuhelfen, alle Kraft einzusetzen, um das Ziel des Feindes auch im Innern zu vereiteln. Der Redner schloß mit einem Hoch auf den Kaiser.

Hierauf nahm Dr. Kaufholb-Berlin das Wort zu einem Vortrage über:

„Die Landwirtschaft im vierten Kriegsjahre".

Während wir außen von Erfolg zu Erfolg schreiten, nehme im Innern die Verwirrung immer mehr zu. Die ungeheuren Zugeständnisse der Krone unter dem Kanzler Bethmann-Hollweg konnten die Wünsche im Reichstage nicht befriedigen, sie wurden nur als Abschlagszahlung angesehen. Michaelis hat die Hoffnung, die man auf ihn setzte, schwer enttäuscht. Er hat die Führung nicht in die Hand genommen, die er sich nicht aus der Hand nehmen lassen wollte. Und so war er nicht mehr zu halten. Nun ist der erste Schritt zum Parlamentarismus getan worden und es ist zu fürchten, daß auch der jetzige Reichskanzler nicht lange im Amte sein wird. Das aber ist sehr bedenklich, wir kommen dadurch aus den ständigen inneren Wirren nicht heraus. Was ist das parlamentarische Regiment in Frankreich, England, Amerika? Herrscht dort das Volk? In Frankreich herrschen die Journalisten und Rechtsanwälte, gestützt von den Banken. Das ist die Regierung. Das Wahlrecht in England gibt kaum der Hälfte der Männer das Wahlrecht. In Amerika herrschen die großen Millionäre und Millionäre. Der Geldbeutel herrscht. Die Zustände im Auslande verlocken nicht zur Nachahmung und gerade die Bundesstaatsverfassung im Deutschen Reiche hat sich aufs Glänzendste bewährt. Der Deutsche ist groß durch die Wahrung seiner Eigenart und seiner Bundesstaatsverfassung.

Es wäre gewiß erwünscht, daß der Friede käme. Aber vorläufig ist er noch nicht da, darum sollten wir alles zurückstellen, was uns entzweit, um zu einem deutschen Frieden zu gelangen. Das Friedensangebot der Reichstagsmehrheit ist ein Schlag ins Wasser. Die Feinde schließen daraus, daß es mit uns zu Ende kommt. Die Gegner haben uns ausgelacht. Das deutsche Friedensangebot ist glatt abgelehnt worden. Man sollte es nach den drei Kriegsjahren kaum für möglich halten, bei unseren Erfolgen, daß die Gegner nur gegen Abgabe deutschen Landes Frieden schließen wollen. Deutsches Land wird nicht abgetreten.

Verärgerung und Verstimmung herrscht in weiten Kreisen des Volkes und deshalb sucht die Sozialdemokratie, die so viele Anhänger verloren hat, wieder Zulauf. Deshalb wollte sie die Kriegsanleihe 1917 nur bewilligen, wenn ihr Zugeständnisse bezüglich ihrer demokratischen Forderungen gemacht würden. Ein weiterer Grund für die Reichstagsmehrheit war die Angst vor dem vierten Kriegswinter. Gewiß werden die Schwierigkeiten größer, wie der Redner im Einzelnen auf Grund der Ernteergebnisse darlat, es ist dringend notwendig, daß der Kartoffelbestand ganz genau festgestellt wird, der Landwirt soll also jede Kartoffel angeben. Leider zeigt es sich bei den Schwierigkeiten, wie sehr gegenüber der landwirtschaftlichen Erzeugung gesündigt worden ist. Es ist notwendigt, dem Lande Menschen zuzuführen, vor allem aber die Menschen zu belassen, die im Heere nicht notwendig sind. Es darf auch nicht vorkommen, daß die Gefangenen vorzeitig der Landwirtschaft entzogen werden. Wir wollen hoffen, daß durch den großen Siegeszug in Italien dem Lande ebenfalls leistungsfähige Gefangene zugeführt werden. Lebhaft gewünscht wird, daß die Gefangenen, die schon an einer Stelle waren und den Betrieb kennen, auch in dieser Stelle belassen werden. Es muß dafür gesorgt werden, daß die Erzeugung vermehrt wird. Futtermittel müssen beschafft werden, aber von besserer Beschaffenheit, nicht mit über 50 Proz. Schwund behaftet, wie sie von amtlichen Stellen angeboten wurden. Dank der Druschprämie haben wir so viel Brotgetreide, daß wir diesen Winter durchkommen werden. Wir müssen dafür sorgen, daß die Preissteigerung, die den Verbraucher belastet, nicht zu groß wird. Es ist auch notwendig, daß die deutsche Landwirtschaft, wenn nötig, auch den letzten Hafer dem Heere zur Verfügung stellt. So werden wir auf die Kartoffelfütterung angewiesen sein. Zudor aber ist die menschliche Ernährung sicherzustellen mit 82 Zentner auf den Morgen. Was der Landwirt darüber geerntet hat, kann er nach Belieben verfügen. In Bezug auf die Tierhaltung ist viel gesündigt worden. Der Redner führte hierfür die Herabsetzung der Viehpreise an, die Abschlachtung des Rinder- und Ferkelbestandes. Der Milch- und Fettertrag wird zurückgehen und wird erst nach dem Kriege wieder gehoben werden können. Weiter machte der Redner darauf aufmerksam, daß durch die ungeheuere verteuernde Kriegswirtschaft der Verbraucher außerordentlich viel mehr bezahlen muß, als der Landwirt für seine Erzeugnisse erhält. Und der Landwirt muß ebenfalls unter diesen Verhältnissen leiden. Alles, was er braucht für seine Wirtschaft, muß er zu außerordentlich hohen Preisen einkaufen. Beim Leder kommt ein Dutzend Stellen als Zwischenglieder in Frage, wodurch das Leder, das übrigens für die Zivilbevölkerung nicht da ist, ungeheuerlich verteuert wird. Alles und jedes wird verteuert durch die große Zahl von Kriegsgesellschaften. Außer den Stellen für Getreide- und Fleischversorgung sind alle anderen Kriegsstellen überflüssig. (Beifall.) Die Obst- und Gemüseversorgung ist ein billiger Zusammenbruch. Der Zwiebelmucher ist ungeheuerlich. Und so geht es mit allen anderen. Wenn der Verbraucher bloß das zahlen müßte, was der Landwirt erhält, dann könnte er durchkommen. So aber wird er allenthalben bewuchert. Die Ernährungsverhältnisse müssen gebessert werden. Selbst wenn 1918 den Frieden bringen würde, müßten wir uns einschränken, wären noch zumächst auf uns angewiesen. Wir könnten auch die ungeheuren Preise im Auslande nicht zahlen, die weit höher sind als bei uns. Der Schiffsraum würde auch vorerst gebraucht für die Beschaffung von Rohstoffen. Daß damit wir nicht einen Hungerfrieden schließen müssen, muß die Landwirtschaft ihr Möglichstes tun, ihre ganze Schuldigkeit, um eine möglichst gute Ernte, soviel an ihr liegt, zu erzielen. Das ist die Landwirtschaft sich selbst schuldig. Wir dürfen nicht einen Scheidemann-Frieden schließen, wir würden alle darunter leiden müssen. Ein solcher Friede wäre für die Arbeiter- und Mittelstandsklassen das größte Unglück, denn er bürdete allen ungeheure Lasten auf. Die Renten für die Kriegsbeschädigten und Witwen und Waisen müssen erhöht werden, dazu kommt die Erneuerung von Material usw. Die jährliche Belastung würde 12—14 Milliarden erfordern. Handel und Industrie würden unter dieser Last zugrunde gehen. Die Auswanderung würde wieder groß werden. Um das zu vermeiden, darf kein Friede ohne Entschädigungen, ohne Gebietserwerbung geschlossen werden. Belgien, das die Engländer haben wollen, müssen wir in unserer Hand behalten. Entweder wird Belgien ein englischer oder ein deutscher Brückenkopf. Es geht ums Ganze, die Entscheidung fällt in den nächsten Wochen und Monaten. Im Osten ist die polnische Frage so gelöst worden, daß sie zu einem Zankapfel werden wird zwischen Deutschland und Oesterreich.

Im Innern werden wir eine glatte Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf die Landtagswahlen nicht haben. Aber wir wollen hoffen, daß es zu einem befriedigenden Abschlusse kommt. Auch die Konservativen wollten das alte Wahlrecht nicht unverändert beibehalten wissen. Der steuerliche Standpunkt kann allein nicht maßgebend sein. Man werde konservativerseits mitverbeiten an der Erledigung der Wahlrechtsvorlagen. Im Uebrigen wolle man Frieden halten, wir wollen ein Deutschland hoch in Ehren für uns und unsere Kinder und Kindeskinder. (Stürmischer Beifall.)

In kurzer Aussprache wurde aus der Versammlung heraus darauf hingewiesen, daß das geerntete Gut, das die Landwirtschaft zur Verfügung stellt, nachher besser verwaltet werden müsse, als dies bisher geschehen ist, damit nichts verloren geht, wie es in den letzten Jahren leider schon immer geschehen ist. Weiter wurde auf eine Gefahr hingewiesen, die entstehen würde, wenn die Gefangenen zum 15. Dezember weggenommen würden, wie das wohl in Aussicht stehe. Der Vortragende bemerkte zum letzteren Punkte, daß der Bund der Landwirte dieser Gefahr durch eine entsprechende Eingabe zu begegnen suchen würde.

Das Ergebnis der Versammlung war der Ausdruck des Willens, daß wir vor dem Austrag unserer inneren Angelegenheiten erst siegen, erst einen deutschen Frieden erreichen.

Provinz Sachsen und Umgebung

W. Weimar, 17. Nov. (Bruno Felbo †.) Gestern ist hier im 65. Lebensjahre Baurat Bruno Felbo gestorben, der sich auch als Shakespeare-Forscher und dramatischer Schriftsteller einen Namen gemacht hat.

o. Gotha, 16. Nov. (Der Ausschuß des Landtages) genehmigte eine Regierungsvorlage, nach der den Staatsbeamten, Geistlichen, Lehrern und Staatsarbeitern Teuerungszulagen gewährt werden. Die Höchststrenze ist bei einem Einkommen von 9000 M. gezogen. Ein wesentlicher Fortschritt gegen früher liegt in der Tatsache, daß neben diesen Zulagen noch solche für jedes unterhaltungsbedürftige Kind in Höhe von 200 M. gewährt werden und ferner darin, daß auch Beamte im Ruhestande und Witwen und Waisen Zulagen erhalten. Der jährliche Mehraufwand beträgt ungefähr 500 000 M. Der Landtagsausschuß ersuchte die Regierung, mit allem Nachdruck durch Vereinfachung der Verwaltung, insbesondere auf dem Gebiete der Rechtspflege, der Finanz- und Steuerverwaltung, der Forstverwaltung, durch Zusammenlegung von Pfarrstellen und Minderung der Zahl der Ephoren, Ersparnisse herbeizuführen und dem Landtage mit möglichster Beschleunigung die nötigen Vorlagen zu unterbreiten. Weiter ersuchte der Landtag die Regierung, endlich die Vereinigung der beiden Städte Zella St. Blasii und Mehlis durchzuführen, da diese im Interesse der beiden Städte und des Staates liegt. Das neue Gemeinwesen soll dann die Rechte einer unmittelbaren Stadt erhalten und aus der Kreisverwaltung ausscheiden.

o. Gotha, 16. Nov. (Als Kriegswohlfahrtsstiftung für die Handwerker des Herzogtums) wurde hier vom Thüringer Handweberverein eine Stiftung mit einem Grundkapital von 100 000 M. ins Leben gerufen, die den Namen des Kommerzienrats Grübel, des Gründers des Webervereins, trägt.

— Egeln, 17. Nov. (Die Kleinbahn Aschersleben—Schneidlingen—Nienhagen) stellt den Personenverkehr zeitweilig ein und hält auch den Güterverkehr nur noch nach Bedarf aufrecht.

— Wernigerode, 17. Nov. (Die Harzer Geheimschlachtungen.) Vor dem Schöffengericht fand ein Prozeß wegen der Geheimschlachtungen, in den auch die Besitzer der vom August ab geschlossenen Gasthäuser von Wernigerode usw. verwickelt waren, statt. Gegen 19 Personen waren Strafbefehle des Staatsanwalts in Höhe von 1500 bis 6000 M. ergangen. Die Bestraften hatten Berufung eingelegt. Die Beweisaufnahme hat nun ergeben, daß die Verfehlungen weniger groß waren als sie bei den Strafbefehlsverfügungen zugrunde gelegt waren, verschiedene Voraussetzungen wurden durch die Aussagen sogar hinfällig, so daß das Gericht zu einer wesentlich milderen Strafe kam. Bei der Strafbemessung war als mildernd in Betracht gekommen, daß zweifellos die Verpflegung und die Versorgung in Wernigerode gerade schlechter war als in den anderen nahegelegenen Kurorten. In Betracht gezogen wurde vom Gericht ferner, daß die Beteiligten in ihrem Berufe durch den Krieg ohnehin schon beeinträchtigt und infolge der Schließung ihrer Betriebe auf Monate hinaus stark geschädigt worden seien. Das Gericht erkannte daher gegen den Gastwirt Karl Mock und den Handelsmann Fred. Bruder auf je 400 M. Geldstrafe, gegen den Handelsmann Heinrich Donner auf 150 M. und den Viehhändler Breutedt auf 100 M. Nach dem Strafbefehl lautete die Strafe dieser Vier auf je sechs Monate Gefängnis und 6000 Mark Geldstrafe. Auf 600 M. Geldstrafe erkannt wurde gegen den Gastwirt Becker, Drei-Annen-Hohne (Strafbefehl: 5000 Mark); auf 300 M. gegen den Gastwirt Hermann Grosche, die Ehefrau Marie Brasche und Gastwirt Moritz Fricke; auf 200 M. gegen den Gastwirt Rob. König-Schierke; auf 150 M. gegen Frau Emma Meinecke, Gastwirt Fritz Göbecke, Frau Klara Klinge, Gastwirt Wilhelm Fricke und Frau Marie Ritzau-Ilsenburg. Freigesprochen wurden Gastwirt Heinrich Brinkmann, Fleischer Heinrich Mock, sowie Frau Marie Bruder. Ein Gastwirt aus Schierke hatte gegen den Strafbefehl keinen Einspruch erhoben, gegen einen weiteren konnte nicht verhandelt werden, weil er im Felde steht. Der Amtsanwalt will gegen dieses Urteil Berufung einlegen, so daß die Angelegenheit auch die Strafkammer in Halberstadt beschäftigen wird.

K. Bitterfeld, 17. Nov. (Geflügeldiebstahl.) Einem Beamten auf dem Chemischen Werke Ischernborf wurden nachts 6 Gänse und 12 Hühner gestohlen.

— Magdeburg, 17. Nov. (Bluttat aus Eifersucht.) Der Maschinist Johann Stach hat seiner Ehefrau aus Eifersucht mit einem Küchenmesser mehrere Stiche beigebracht und lebensgefährlich verletzt. Sie wurde nach der Sudenburger Krankenanstalt geschafft. Stach wurde festgenommen.

Aus Halle und Umgebung

Halle, 18 November.

Zurückstellung vom Heeresdienste

Es ist noch häufig die irrtümliche Meinung vertreten, daß Anträge auf Zurückstellung erst gestellt werden können, nachdem Wehrpflichtige eine Kriegsüberdrung zum Eintritt in den Heeresdienst erhalten haben. Reklamationen nach erfolgter Beorderung sind gesetzlich unzulässig. Diejenigen Personen, die bei den Musterungen oder sonstigen militärärztlichen Untersuchungen als tauglich (kriegsverwendungsfähig, dauernd oder zeitig garnison- oder arbeitsverwendungsfähig) befunden worden sind, müssen auch mit ihrer Einziehung zum Militär rechnen, wenn sie nicht reklamiert sind. Anträge auf Verlängerung einer Zurückstellung sind rechtzeitig — d. i. 3—4 Wochen vor Ablauf der bisherigen Zurückstellung — einzureichen.

Aufdeckung eines Schleichhandels mit Marmelade

Einem umfangreichen Schleichhandel mit sogenannter Marmelade ist die Reichsstelle für Gemüse und Obst auf die Spur gekommen. Es wurde festgestellt, daß in einer Marmeladen-Fabrik in Berlin-Friedenau etwa 50—60 Fässer vollkommen verdorbener Masse abgeladen waren, die augenscheinlich in dem Betriebe umgekocht und als Frucht-Marmelade — natürlich zu Wucherpreisen — im Wege des Schleichhandels in den Verkehr gebracht werden sollte. Die Fabrik ist sofort geschlossen und die Ware beschlagnahmt worden. Selbstverständlich handelt es sich hierbei nicht um Marmelade, die in einer der der Reichsstelle gesellschaftet für Obstkonserven und Marmeladen angeschlossenen Fabriken nach den Vorschriften der Reichsstelle hergestellt worden ist. Wirkliche Marmelade gelangt nur noch durch die Kommunalverbände an die Verbraucher.

Ein guter Fang

Einem Beamten der Reichsstelle für Gemüse und Obst gelang es auf dem Anhalter Güterbahnhofe zu Berlin dem Inhaber eines Handelsgeschäftes beizuwohnen, durch das mehrere Waggons mit Gemüse zu einem Betrag abgesetzt werden sollten, der den Höchstpreis nahezu um das Doppelte übersteigt. Der betreffende Beamte ließ die Händler auf der Stelle verhaften und dem ordentlichen Richter zuführen. Die Ware wurde beschlagnahmt und zum Höchstpreise einer Berliner Gemüsehandlung zugesprochen. Im Anschluß an diesen Vorfall finden bekanntlich ständig unvermutete Beobachtungen der Güterbahnhöfe und sonstiger Gemüseumsatzstellen vorneehmen.

Börsen- und Handelsteil

Devisenkurse

Berlin, 17. Novbr. Die telegraphischen Auszahlungen stellen sich heute für

	Geld	Brief
Holland	209¾	210¼
Dänemark	227	228
Schweden	259¾	260¼
Norwegen	228¾	234¼
Schweiz	155¾	156¼
Oesterreich-Ungarn	64.20	64.30
Bulgarien	80¾	81¼
Konstantinopel	20.25	20.35
für ein türkisches Pfund		
Spanien	136¾	137¼
für 100 Peseta		

Börsenstimmungsbild

Berlin, 17. November. Die Grundstimmung im freien Börsenverkehr war auch heute als überwiegend fest zu bezeichnen. Wenn sich auch infolge von Realisationen zum Wochenschluß hier und dort Neigung zur Abschwächung einstellte so überwogen für Montanwerte, sowie für die von Wien abhängigen Werte leichte Rückgänge, wogegen sich für Rüstungswerte unter Führung von Rheinmetall, ferner für Kali, Petroleum,- Automobil-, Schiffahrts- und Werft-Aktien Kaufsinn hielt. Das Geschäft war hier bei reilweise kräftig angezogenen Kursen recht lebhaft. Und wenn auch später in einzelnen hochtheuenden Papieren Schwankungen eintraten, so blieben Kurssteigerungen doch überwiegend.

Produktenbericht.

Berlin, 17. November. Im hiesigen Verkehr bleibt es dauernd still. Die dringende Nachfrage für Rüben und Wurzelmöhren hält an, doch sind die Offerten infolge der Verordnung der Schlesischen Provinzstelle für Gemüse und Obst, die am 10. November datiert und sofort in Kraft getreten ist, auf Kohlrüben, Herbstrüben, Runkelrüben begrenzt, geringe worden. Nach Futtermitteln aller Art besteht lebhafte Nachfrage. Grüne und getrocknete Rübenblätter, bei letztere für den Handel nicht frei sind, werden viel gefordert. Belieferungen der Brauereien mit Gerste, Mais für Futterversorgung, zum kleinen Teile aber auch für privaten Gebrauch ist seit einigen Tagen im Gange. Es handelt sich nur um einen Teil der zu erwartenden Lieferungen. Im Raufhutzen und Sämereigeschäft hat sich nichts verändert.

— **Erweiterung des Kalikonzerns Wintershall.** Durch Erwerb der Kuxenmehrheit der Gewerkschaft Johannashall fügt der Konzern nunmehr über zwei Gewerkschaften mit Kaliquoten von etwa 9000 Stollen im Kalisyndikat. Die beiden Gewerkschaften Johannashall und Wilhelmshall verfügen über chemische Fabrikanlagen mit guter Entlaugenkonzession in der Saale und großen Turbinenanlagen an der Saale. Wie verlautet, wird der Wilskonzern die beiden Gewerkschaften in eigene Verwaltung nehmen.

Von **Montag, den 19. November d. Js.** ab treten für den Personenverkehr nach und von **Leuna** folgende Fahrplanänderungen ein:

Der erste Nachzug 802 Halle (ab 429 Vorm.) — Corbetha (ab 554) verkehrt unter Nummer 812 W. nur noch amtlichen Werktagen (ab 520) und Corbetha (an 554) und zwar nur Werktags.

Der zweite Nachzug 802 Halle (ab 509 Vorm. — Corbetha (an 604) wird bis Weißenfels durchgeführt. Die Ankunft in Weißenfels 638 Vorm.

Zug 820 Halle (ab 715 Vorm.) — Weißenfels (an 816) fällt aus zwischen Corbetha und Weißenfels fort.

Zug 813 W. wird **Werktags** zwischen Corbetha und Merseburg wie folgt neu angesehen:

Corbetha ab 602 Nachm., Leuna ab 615, Merseburg an 621 Nachm.

Zug 821 Weißenfels — Halle wird wie folgt verlegt:

Weißenfels ab 550 Nachm., Leuna 629 W. Halle an 701.

Halle (Saale), den 16. November 1917.

Königliche Eisenbahndirektion.

Hallischer Hausfrauenbund E. V.

Montag, den 19. Nov., abends 8 Uhr im Nikolaus

Anleitung zur Herstellung von

Kochkisten.

Bestellungen auf geeignete Kisten werden entgegengenommen. Eintritt frei. **Der Vorstand.**

Wetterbericht

vom 17. November. Während im Osten Deutschlands heiteres Wetter mit leichtem Frost herrscht, ist im Westen der Himmel zumeist mit Nebelgewölk bedeckt. Hier hat auch die Temperatur allgemein wieder zugenommen, so daß Morgentemperatur zu 9 Grad gemeldet werden. Vielenorts sind leichte Niederschläge gefallen. — Aussichten für Sonntag: Neblig-trübes, mildes Wetter ohne nennenswerte Niederschläge.

Verantwortlich:

für den politischen Teil: Dr. Hans Simon; für Oertliches, Sachsen, wirtschaftliches, Gerichtssaal und Sport: Heinrich Wiesner; für Provinz, Börsen- und Handelsteil: Georg Fernandes; für den übrigen Teil: Dr. Hans Simon; für den Anzeigenteil: Carl Krelbohm, sämtlich in Halle.

Alle Zuschriften in Bezugs- und Anzeigenangelegenheiten sind nur an die „Geschäftsstelle der Hallschen Zeitung" zu richten, dagegen die Schriftleitung betreffende Zuschriften nur an die „Schriftleitung der Hallschen Zeitung".

Bei unverlangten Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keinerlei Gewähr für Aufbewahrung oder Rücksendung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191711181-16/fragment/page=0004

Hallescher Courier

Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung

Nummer 92 — Halle (Saale), Sonntag, den 18. November — 1917

Nachdruck verboten!

Der Tod der Waschfrau

Eine Spitzbubengeschichte von Paul Ernst.

Vittoria ist eine kluge Person. Alle Leute klagen, daß ihre Geschäfte so schlecht gehen. Vittoria kann nicht klagen. Nein, sie kann durchaus nicht klagen. Freilich, Verstand muß der Mensch haben. Fleißig muß er auch sein. Jeden Morgen steht sie um fünf auf. Aber die Arbeit macht ihr auch Freude. Wer ein Geschäft hat, der nehme sich seines Geschäftes an. Feine Leute können von ihren Zinsen leben. Es muß auch Leute geben, die arbeiten, denn wo sollte die Welt sonst wohl hinkommen!

Die Waschanstalten schicken einen Wagen herum mit einem Pferd davor, mit einem Kutscher, der auf dem Bock sitzt und einer Kassiererin neben ihm. Die Hausfrauen geben ihre Wäsche an die Waschanstalten.

Vittoria fährt am Morgen mit ihrem Hundewagen fort. Sie verläßt sich nicht auf ihre Leute, sie wäscht selber. Die Wäsche ihrer Kundschaft ist ihr heilig. Sie sagt sich: Arm, aber ehrlich. Das ist auch was wert. Nicht ein Wischlich geht bei ihr durch fremde Hände, sie macht alles selber. Da kann sie freilich garantieren. Sie hat nur gute Kunden, die was verstehen von der Wäsche; an den andern liegt ihr nichts. Sie holt die Wäsche selber ab mit ihrem Hundewagen und bringt sie selber wieder zurück; zurücklegen kann sie sich ja nichts, sie arbeitet von morgens vier bis in die Nacht hinein, aber die Miete, und die Steuern, und die Abgaben, und was man kauft, ist teuer geworden; aber sie denkt, der liebe Gott wird sie nicht verlassen, wenn sie einmal alt ist, der wird schon für sie sorgen, wenn sie nicht mehr kann.

Wenn sie an diese Stelle ihrer Rede kommt, dann wischt sie sich eine Träne aus dem Auge, und die Herrschaften werfen begütigend ein, daß sie ja doch noch eine junge Person ist, erst Mitte Zwanzig, und daß sie noch viele Jahre vor sich hat; damit zählen sie ihr denn die Wäsche vor und Vittoria ergeht sich darüber, daß das viele Plantschen im Wasser früh alt macht, denn die Säfte werden erschreckt durch die Nässe.

Also Vittoria weiß, wie die Herrschaften wünschen, daß man mit ihnen spricht, denn natürlich hat sie eine richtige Waschanstalt; sie hat fünfzehn Arbeiterinnen und arbeitet selber nicht mit, denn das hat sie nicht nötig. Aber, das ist eben die Hauptsache für den Geschäftsmann, er muß das Schmeichlerische haben, denn das wollen die Herrschaften hören. Dann macht er auch Geschäfte.

Wer das menschliche Herz kennt — denn wir wissen ja doch, daß Vittoria eine Frau Mitte der Zwanzig ist —, der wird verstehen, daß Vittoria ihre Bücher nicht mehr führen kann. Das Geschäft wächst ihr über den Kopf. Und mit Büchern wissen die Frauen eben nicht Bescheid. Also Lange Rübe kommt jeden Sonntag vormittag zwei Stunden und führt ihr die Bücher. Sie erzählt den Herrschaften von ihm. Er schreibt eine Hand wie gestochen. Die Wäsche hat er ja nun bei ihr; jeden Tag ein frisches Hemd. Der Anzug — eine Herzogin braucht sich nicht zu schämen, am Sonntag nachmittag mit ihr zusammen auszugehen. Und so höflich, so zuvorkommend ist er! Und so ein hübscher Mensch! Die ganze Straße ist in ihn verliebt! Aber, der macht sich nichts aus den andern, der weiß, was er hat. Sie hat sich ja schon gedacht, ob die Leute auch nicht über sie reden werden? Aber dann hat sie sich gesagt: Wer ein reines Gewissen hat, der braucht sich um das Gerede nicht zu bekümmern, sie ist Witwe, sie hat keinen Anhang, sie steht allein in der Welt.

Vittoria lobt Lange Rübe immer mehr vor den Herrschaften und beschreibt ihn von Kopf bis zu Fuß, und die Herrschaften kennen endlich Lange Rübe, ohne daß er je ihren Klingelzug in der Hand gehabt hat, so genau, als ob er täglich mit ihnen an einem Tisch säße.

An einem Tage nun macht Lange Rübe einen Rundgang bei den Kunden, die er sich aus den Büchern Vittorias auf einen Zettel zusammengeschrieben hat.

Das Dienstmädchen öffnet ihm und steht vor einem feinen Herrn, der den Hut lüftet und fragt, ob er die Ehre haben dürfe, die gnädige Frau zu sprechen. Das Dienstmädchen ist so begeistert, daß es ihn in den Salon führt. Die Dame erscheint, und nun erzählt Lange Rübe mit gebrochener Stimme und schmerzmütigem Gesichtsausdruck, daß nichts im Hause ist, kein Laken, in das man die Leiche legen kann, kein Geld für das Grab, für den Sarg, für die Träger, nichts, gar nichts. Das nackte Elend. Vittoria ist ein Opfer ihres Berufs. Sie hat nie an sich gedacht, sie hat immer nur an ihre Herrschaften gedacht. Er, Lange Rübe, ist ein Ehrenmann; er würde ja die Kosten tragen, aber seine Verhältnisse sind augenblicklich durch widrige Umstände in einer gewissen Verwirrung. Er weiß nicht, was geschehen soll. Die Verstorbene hat niemanden gehabt, der ihr nahe stand. Einer muß sich doch um die Dinge bekümmern. Er bittet die Gnädige Frau um Rat; er ist selber ratlos.

Die Herrschaft begreift, daß Vittoria plötzlich gestorben ist und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. So eine junge Frau! Wie ist denn das nur möglich? So eine kräftige, gesunde Person! Ist es denn ein Unglück gewesen?

Lange Rübe erzählt eine verwickelte Geschichte von einem Kessel mit kochender Wäsche, der auf dem Herde steht, einem Hund, der Vittoria zwischen die Beine rennt, einem großen, gelben Fleischerhund, er beschwert sich über die Polizei, die sich um Dinge kümmert, wo man sie nicht gebraucht, aber wo man sie gebraucht, da ist sie nicht zu finden: es folgt noch eine Geschichte vom Bader, der Vittoria zur Ader lassen will, aber so erschrickt, daß er sein Werkzeug fallen läßt und fortläuft, und über ihre letzten Augenblicke und die Worte, die sie noch gesprochen hat; sie hat nämlich immer von ihrer Wäsche gesprochen und hat Lange Rübe das Versprechen abgenommen, daß er den Herrschaften, von denen sie gerade Wäsche im Hause hat, alles ordentlich bringen will, denn sie war arm, aber ehrlich, und das war ihr Stolz. Hier trocknet sich Lange Rübe eine Träne ab, die er ihrem Andenken nachweint.

Die Herrschaft ist bestürzt. Sie hat während der langen Geschichte Zeit gehabt, sich zu überlegen, was Lange Rübe eigentlich möchte, und es ist ihr klar geworden, daß ein Beitrag zu den Beerdigungskosten erwartet wird. Die Herrschaft deutet zart an, daß sie einen solchen bezahlen werde, Lange Rübe weiß nicht, wie er sich in einer solchen Lage benehmen soll, denn für sich selber würde er ja natürlich nie Herrschaften um etwas bitten, und wenn nicht augenblicklich, wie er schon die Ehre hatte, zu sagen, seine Umstände in einer gewissen Verwirrung wären, so hätte er natürlich als Ehrenmann die Kosten für die Beerdigung allein getragen, und er hat bloß einen Rat einholen wollen von der Herrschaft, und die andern Herrschaften würde er ja gar nicht bemühen, aber von dieser hatte die Verstorbene ihm immer erzählt, daß sie so edel war, und so zieht denn die Herrschaft beschämt die Börse und sagt sich, daß sie doch ein größeres Silberstück opfern muß, denn sonst wirkt sie schäbig.

Man kann sich vorstellen, daß Lange Rübe bei den sämtlichen Herrschaften Vittorias herumgeht und eine reiche Ernte hält. — — —

Vittoria kommt pünktlich, um die schmutzige Wäsche abzuholen. Die Herrschaft erschrickt, erstaunt, ist betroffen, wird argwöhnisch; Auseinandersetzungen und Erzählungen kommen; Vittoria erklärt, daß sie Lange Rübe der Polizei anzeigen wird, die Herrschaft teilt mit, daß sie den gespendeten Beitrag für die Beerdigung von der Rechnung abziehen muß, sie muß das aus sittlichen Gründen tun, und Vittoria weint. Diese Szene wiederholt sich in allen ihren Häusern.

Ob Lange Rübe seine Stellung bei ihr damals schon aufgegeben hat, weiß man nicht.

Heimatbriefe

Lange Grabenzeit zu süßen,
Lacht mir einer Stunde Licht,
Wenn mich liebe Worte grüßen
Wenn die Heimat zu mir spricht.

Meist kommt um die Dämmerzeit
Unseres Boten Schritt gegangen.
Sehnend sitz' ich schon bereit,
Seinen Reichtum zu empfangen.

Zarte Stimmen flüsternd fragen:
„Hast du unser Fleh'n vernommen?"
Plaudern, lachen, weinen, klagen:
„Wann magst du uns wiederkommen?„

Und die Zeit mit schnellen Schwingen
Eilt, die Stimmen schweigen wieder,
Doch im Grabe rings erklingen
Leise liebe Heimatlieder.

Hauptm d. R. Emil Bertermann
(in der „Liller Kriegszeitung")

Herbstblätter

Novelle von R. Nitting

Heinz Wollert wollte ungestört sein, — wollte inmitten des Weltstadttrubels ein bischen frische Luft und Natur auf sich wirken lassen und bog, die Budapester Straße heraufkommend, links in den Tiergarten ein. In den Vormittagsstunden ist es dort noch ziemlich ruhig, so daß man unbehelligt seinen Weg dahinschlendern kann.

Heinz Wollert kam gerade von Tietz, wo er Mandolinenbändchen abgeliefert, auf die er allerhand sinnvolle Sprüche und darüber einige Bäume, Sträucher und Häuser gemalt hatte. Für das Dutzend bekam er fünf Mark, Zwei Dutzend schaffte er pro Tag, also hatte er einen Wochengewinst von siebzig Mark in der Tasche. Jawohl, siebzig Mark, nicht etwa sechzig, denn Heinz Wollert arbeitete auch Sonntags. Zeit ist Geld. Das hatte er im Leben deutlich zu spüren bekommen. Heute hatte er breitere Bänder mitbekommen. Da gab es für das Dutzend zwei Mark mehr. In der nächsten Woche hätte er also einen um vierzehn Mark höheren Arbeitslohn. In Gedanken sah er schon, wie er freudig sein Geld einstrich. Wenn es auch in Anbetracht der teuren Zeitverhältnisse herzlich wenig war, um leben zu können, so genügte es doch, um sich redlich durch das Dasein zu schlagen. Eigentlich lebte er jetzt bedeutend besser als früher, denn er hatte ja nicht mehr so viel zu versorgen.

Seine Miene verfinsterte sich. Früher?! Hätte ihm früher einer gesagt, daß er dereinst sein Leben mit Bemalen von Mandolinenbändchen fristen würde, glattweg ausgelacht hätte er ihn —

Sinnend blieb er stehen. Ein paar fahle Blätter rieselten zur Erde nieder. Verwundert schüttelte er den Kopf. Es war ja Herbst, und die Natur rüstete sich zum Schlafe. Auch er war alt, und sein Leben lag hinter ihm. Ein Leben, von dem er so viel erhofft und so viel wie nichts erhalten hatte. Vergebens hatte er auf jenen Tag gehartt, an dem man ihn aus seinem Winkel hervorziehen und ihn der Welt als großen Meister in seiner Kunst vorstellen würde. Aber das Schicksal hatte sich nicht im geringsten um ihn gekümmert und ließ ihn abseits am Wege liegen. Mitunter war es zum Verzweifeln gewesen, und wenn ihm Lieselotte, seine Frau, nicht zur Seite gestanden hätte, er hätte dem elenden Leben ganz gewiß ein Ende gemacht. Aber er mußte leben, ob er wollte oder nicht, denn ein Nichtwollen wäre Feigheit gewesen. Gott sei Dank hatte es Lieselotte immer verstanden, ihn aufzuheitern. Durch ihr Wesen schöpfte er stets neue Kraft zum Aushalten. Sie konnte es ihm vom Gesicht ablesen, wenn ihn irgend ein trüber Gedanke quälte, so daß er vor innerer Ratlosigkeit nicht ein noch aus wußte. Dann nahm sie ihn unter den Arm, holte die Mappe mit seinen Zeichnungen und Radierungen hervor und ging mit ihm Stück für Stück durch. Dabei sprachen sie von der großen Zukunft, die noch gewiß kommen mußte und daß die jetzige Zeit nur eine Uebergangszeit sei. Einmal mußte die Sonne auf ihn fallen, — einmal mußten die Menschen erkennen, daß er ein großer Meister war. Wenn dann beide mit dem Durchsehen zu Ende waren und sich in Zukunftsbildern ausgeträumt hatten, nahmen sie sich in die Arme und scherzten und tändelten, als ob sie noch ein paar junge Liebesleute gewesen wären. Dann hatte Lieselotte erreicht, was sie erreichen wollte. Sie hatte ihn zu seinem Gange durch den Alltag gestört und ihn zu neuem Schaffen frisch aufleben lassen.

Doch es hatte ja alles nichts genützt. Wenn er Geld gehabt hätte, dann wäre alles anders gekommen. Von Ausstellung zu Ausstellung hätte er dann seine Bilder geschickt und für sie noch in jeder großen Stadt besondere Ausstellungsräume gemietet. Aber für dergleichen Zwecke hatte er nichts übrig, denn er mußte leben und seine Familie brauchte doch auch.

Geld! Seine Mundwinkel zuckten verächtlich. Wenn es auch nicht glücklich machte, doch wer es besaß, konnte wenigstens ruhig schlafen und brauchte sich keine Sorgen über den kommenden Tag zu machen.

Heinz Wollert mußte an seinen Freund Rinolt denken, der Arzt war. Rinolt hatte eine reiche Frau geheiratet und sich im Westen niedergelassen. Was brauchte er Patienten? Die mußten ihm schon so kommen. Als er ihn nach Jahren wieder einmal traf, hatte er ihn kaum wieder erkannt. Seine Augen hatten so kalt in die Welt geblickt, als ob in ihnen schon alle Daseinsfreude erloschen gewesen wäre. Seiner Frau, seiner Lieselotte hatte er hinterher von Rinolt erzählt und sie dann still an seine Arme geschlossen.

Alle Menschen waren oder sind vielmehr Sklaven des alltäglichen Lebens, das nicht nur deshalb ein Schauspiel ist, weil es bald vorübergeht, sondern auch weil jeder einzelne eine Rolle zu spielen hat, die ihn mehr oder weniger in den Vordergrund treten läßt. Wieder mußte er an Rinolt denken. Ordensgeschmückter Geheimrat und Professor war er geworden, aber die Zeit hatte die ehemalige Frische und Natürlichkeit seines Wesens verschwinden lassen, denn ihm hatte die Liebe gefehlt, — die Liebe, die dem Leben täglich neue Schönheiten abringt und den Menschen erst das werden läßt, wozu ihn sein Beruf als Mensch bestimmt. Ganz frei ist und wird der Mensch nie, aber er kann und braucht dann sein Sklaventum nicht als solches zu empfinden, sondern als etwas, was ihm zur zweiten Natur geworden ist.

So hatte es auch Heinz Wollert fertig gebracht, auf diese Art und Weise mit dem Leben fertig zu werden, weil er alles Sein nur als eine Zwischenstufe in der Entwicklung betrachtete. So ganz einfach, wie er es augenblicklich überdachte, war es nicht immer gewesen. Manchmal hatte er sich mit aller Gewalt zusammenreißen müssen, um an seinen Grundsätzen festhalten zu können, denn je erbitterter er gegen das Schicksal angekämpft, um so hartnäckiger hatte es ihm gegenübergestanden.

Zwei prächtige Jungen hatte er sein eigen genannt. Der eine ruhte bei Ypern und der andere in Russisch-Polen. Als Heinrich, der Jüngste bei Ypern fiel, hatte er so manche Nacht wachgelegen und dem Schlage der Uhr gelauscht, als ob irgend etwas Dunkles, was in der Zukunft noch auf ihn lauerte, sich auf ihn stürzen wollte. Er hatte es gefühlt, daß das Leben, das ihm nur immer ein Verhängnis gewesen, ihm noch nicht das Bitterste aus seinem Kelche hatte schlürfen lassen. Und dann war der Tag gekommen, an dem er erfahren mußte, daß auch Hermann, der Aelteste, von einer feindlichen Kugel getroffen worden sei. Wie er sich eigentlich in jener Zeit zurechtgefunden hatte, wußte er selbst nicht mehr. Er konnte sich nur noch darauf besinnen, wie sein Blick eines Tages in den dunklen Augen Lieselottes hängen blieb. Wie eine Offenbarung hatte das auf ihn gewirkt und ihn erkennen lassen, daß der Mensch nur das begreift, was sich zwischen Geburt und Tod abspielt. Alles, was davor und dahinter liegt, ist in Nebelschleier eingehüllt, über dessen Ursprung der Mensch kein Recht hat, sein Gehirn an Ungewißheiten zu zermartern —

In seinen Gedanken war Heinz Wollert durch den ganzen Tiergarten gewandert und am Bahnhof Tiergartenstraße gelandet. Die Straße wurde belebter. Eilig gingen die Menschen dahin. Die Hast seines Daseins schienen sie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191711181-16/fragment/page=0005

zu ihrem eigenen Wesen gemacht zu haben. Achtlos traten sie auf die fahlen, gelben Blätter, die am Boden lagen und merkten nicht, wie sie damit dem eigenen Selbst ein Urteil sprachen.

Heinz Wollert dachte nach. Ob wirklich einmal der erhoffte große Tag kommen würde? Oder war er schon solch ein verwelktes Blatt, wie man es hier tausendfach herumliegen sehen konnte? —

Müde schüttelte er den Kopf. Was nutzte ihm sein ganzes Grübeln! Hatte er sein Leben so lange mit sich herumgeschleppt, für den Rest seiner Tage würde es auch noch gehen. Was kümmerte ihn die Welt! Er brauchte sie nicht. Wenn auch das Schicksal hart und unerbittlich gegen ihn war, Lieselotte hatte ihm immer geholfen, das Leben zu ertragen. Und so lange er sie hatte, hatte er genug.

Was sie wohl sagen würde, wenn er am nächsten Wochenschluß vierzehn Mark mehr als gewöhnlich auf den Tisch zu legen hätte? Heinz Wollert freute sich schon darauf. Er würde sich hüten, ein Wörtchen vorher zu sagen, denn Lieselotte sollte einen ordentlichen Schreck darüber bekommen.

Fürstliche Doppelgänger

Wie die Bilder König Georgs von England in Rußland als „Nikolai II." verkauft wurden. — „Carlsen", der falsche Zar Alexander III. — Die größenwahnsinnige Zirkusreiterin. — Der englische Doppelgänger des deutschen Kronprinzen.

In der russischen Presse sind neuerdings mehrfach Angaben über einen Doppelgänger Kerenskis gemacht worden, der dem jetzt nach kurzer Glanzzeit entthronten Diktator in geradezu verblüffender Weise ähnlich sein soll. Diesen Anlaß greift ein dänisches Blatt auf, um die Erinnerung an eine Reihe anderer Doppelgänger bekannter, vor allem fürstlicher Persönlichkeiten wieder aufleben zu lassen, wobei auch an erster Stelle der merkwürdigen Ähnlichkeit zwischen dem Czaren und seinem Vetter, Georg V. von England, gedacht wird. Als diese beiden Fürstensöhne als junge Männer, wie es seinerzeit oft geschah, zu gleicher Zeit auf dem dänischen Schlosse Fredensborg verweilten, gab es unter den Hofleuten verschiedene, die sie niemals voneinander zu unterscheiden lernten. Später, als der Großfürst-Thronfolger Zar geworden war, verkaufte man in Rußland, wo das Bild des Selbstherrschers ohne besondere Erlaubnis nicht verwielfältigt werden durfte, an seiner Stelle Photographien des damaligen Prinzen Georg von England. Alexander III., der Vater Nikolaus II., hatte einen Doppelgänger in Kopenhagen, der während des Besuchs des Zaren in Dänemark in den achtziger Jahren auf Grund seiner Ähnlichkeit mit diesem ofmals der unschuldige Anlaß zu Volksaufläufen wurde. Dieser Doppelgänger, ein Großhändler namens Carlsen, wurde infolgedessen von dem dänischen Volkshumor „Czarsen" getauft. — Gleich mehrere Doppelgänger besaß König Eduard von England, der Kaiserin Deutschlands, Einer von ihnen, der mit Vorliebe in Paris auftrat, wo der Monarch sich fast ebenso häufig aufhielt, wie in London, belästigte ihn im besonderen Maße. Denn er legte es geradezu darauf an, mit dem König verwechselt zu werden, und hielt sich aus diesem Grunde dauernd über dessen Kleidung, seine Haartracht, kurzum sein ganzes Aeußere auf dem Laufenden und kopierte ihn in allen Einzelheiten. Da König Eduard ein typisch englisches Aussehen hatte, ist es vielleicht nicht allzu sehr zu verwundern, daß er auch im eigenen Lande mehrere Doppelgänger hatte, von denen die bekanntesten Lord Verulam und ein Großindustrieller namens Percy Musain waren, die beide oft Gegenstand von Huldigungen seitens royalistisch gesinnter Engländer wurden.

Geradezu größenwahnsinnig wurde die Zirkusreiterin Alwine Winckelmann, weil sie als Doppelgängerin der Kaiserin Augusta galt. Nachdem sie sich mit dem Zirkusdirektor Renz verheiratet und insbesondere, als dieser den Titel Kommissionsrat erhalten hatte, begann der Hochmutsteufel die frühere Balletteuse zu reiten. Sie tat nicht nur alles, um ihre Aehnlichkeit mit der Kaiserin nach Möglichkeit zu unterstreichen, sondern schaffte sich auch einen livrierten Kutscher und einen Diener an, deren Kleidung ebenfalls der der Bedienten der Kaiserin bis ins Kleinste nachgemacht war. Ihr Treiben erreichte seinen Höhepunkt, als sie eines Tages ihren Wagen durch den für den Hof bestimmten Mittelbogen des Brandenburger Tores fahren ließ, was einen großen Skandal zur Folge hatte. Die Wache salutierte, und das Publikum grüßte unterlässig. Am Tage darauf gab der Kaiser seine Loge im Zirkus auf, was zur Folge hatte, daß auch das Militär den Vorstellungen fernblieb. Damit war der Grund zum Niedergang der Zirkusdynastie Renz gelegt. — Auch der deutsche Kronprinz hat, so will das höhnische Blatt wissen, seinerzeit einen Doppelgänger in einem englischen Offizier gehabt. Er soll bei einer festlichen Gelegenheit sogar einmal mit diesem die Kleider ausgetauscht haben, um die Folgen dieser Personalveränderung zu beobachten. Das ist freilich lange her. Der Kronprinz ist jetzt wohl kaum noch Zeit finden, an diese alten Zeiten zurückzudenken, und der englische Offizier ist — wer weiß? — längst durch eine Kugel aus der Armee seines Doppelgängers gefallen.

Der Kaiser in Uniform eines Marschalls des osmanischen Heeres.

Feindliche Propaganda-Mittel

Von Karl Glenz.

Verfolgt man die feindliche Propaganda mit Aufmerksamkeit, so sieht man bald, daß die Feinde nicht nur auf Grund eigener Erfindung arbeiten, sondern jedes für ihre Zwecke geeignete Material kommenlos bei uns sofort programmäßig ausbeuten. Hier kann man bald ein gewisses Schema feststellen das sich aufgrund seiner zweckdienlich erwiesen hat: der sehr rührige feindliche Pressedienst findet unsichtbar jede Schwäche sofort heraus. Diese wird dann durch die äußerliche Aufmachung in den Zeitungen, die ohne einem Befehl gehorchen, unterstrichen. Zuerst kommt die nackte Tatsache, dann wird sie glossiert, und zwar von verschiedenen Gesichtspunkten, sachlich von scheinbaren Fachmännern, gefühlsmäßig vom zuständigen Redakteur und schließlich noch überzeugend ausgewertet. Meist gelingt es, den ganzen Angriff auf ein Wort zusammenzufassen, und dies Wort wird dem Leser, dessen Intelligenz und eigene Denkkraft nicht besonders hoch eingeschätzt wird, so oft in so eindringlicher Form vor die Augen gestellt, daß er es behalten muß, und daß ihm eine greifbare Vorstellung davon entsteht, die er dann mit dem Charakter seiner Feinde unlösbar verknüpft.

Fängt nach einiger Zeit an, die Sache in Vergessenheit zu geraten, so wird sie durch die schon erwähnten literarischen Mittel wieder aufgefrischt. In Novellen, in Sportgedichten, in Karrikaturen peitscht man immer von neuem den Gedanken durch.

So war, um nur ein Beispiel zu nennen, die Depesche des Grafen Luxburg ein gefundenes Fressen für die feindlichen Zeitungen. Ja, in dies eine Wort „spurlos versenken" hatten sie es verstanden, alle Niedertracht, Barbarei, Grausamkeit, die sie uns nachsagen, hineinzupressen. Angriffe, gegen die wir wehrlos sind, weil in solchen Fällen immer der Angreifer recht behält, zumal wenn er die Wirklichkeit in der Hand hat. Entgegnungen des Angegriffenen überhaupt nicht aufzunehmen. Da jetzt das Interesse für den Fall Luxburg zu verschwinden beginnt, wird die Literatur herangezogen und wertvolle Schriftsteller, wie J. H. Rosny der Aeltere, scheuen sich nicht, ihre anerkannte und ihre anerkennenswerte Kraft in den Dienst des schamlosen Schmähung zu stellen. Im „Journal" veröffentlichte er eine kleine Novelle mit dem Schlagwort „Spurlos versenken" lassen" als Ueberschrift. Ein argentinischer Dampfer wird von einem U-Boot versenkt. Die Besatzung in den Rettungsbooten ermordet, die Frauen natürlich erst — ohne das geht es ja nicht — nach entsprechend grausamer Behandlung durch die Barbaren, aber als so jede Spur verschwunden ist, fliegt auf einmal das U-Boot selbst in die Luft, weil ein Norweger unter der Mannschaft die Grausamkeit der Deutschen, mit denen er anfangs freudig in den Krieg gezogen war, strafen will. Er sagt das dem Kapitän, den er dann mit einem Hand beseitigt, so daß auch von diesem U-Boot „keine Spur" verbleibt.

So albern die ganze Fabel ist, wird sie doch durch die glänzende Feder des Schriftstellers über den Vorwurf des Kitschs hinausgehoben und seinen Lesern glaubhaft erscheinen. Das ist natürlich nur ein kleines Beispiel für die Arbeitsart der Feinde. Man kann sich vorstellen, was für einen Erfolg ein derartiges Vorgehen hat, wenn es gleichzeitig, und oft mit noch größeren Mitteln auf die Gesamtheit der ungebildeten Ententevölker angewendet wird.

Unsere Propaganda beschränkte sich bisher im wesentlichen auf sachliche Feststellungen feindlicher Ungeheuerlichkeiten. Das wäre zu ertragen, ob wir nicht da einmal vom Feinde lernen

Nachdruck verboten.

Die Herkunft der militärischen Titel

Von Dr. Eugen Lerch.

Wie kommt es eigentlich, daß ein General leutnant über einem General major steht, während doch der Leutnant einen so viel tieferen Rang einnimmt als der Major? Die meisten wissen, daß dem so ist: Der Generalleutnant führt eine ganze Division, und ist „Exellenz", der Generalmajor aber führt bloß eine Brigade und ist nicht Exellenz — doch die wenigsten können sich diesen scheinbaren Mangel an Logik erklären. Nun, er erklärt sich aus der Geschichte der militärischen Titel, und folgende Tafel, die sogleich erläutert werden soll, kann uns dabei helfen:

	1. General 2. Generalleutnant 3. Generalobersttwachtmeister = Generalmajor
1. Oberst 2. Oberstleutnant 3. Oberstwachtmeister = Major	
1. Hauptmann 2. Leutnant 3. Wachtmeister	

Die erste Spalte zeigt uns die ältesten und einfachsten militärischen Titel. Der Hauptmann war in der Tat einmal — lang, lang ist's her! — der höchste militärische Befehlshaber, das „Haupt" des Ganzen (mittelhochdeutsch houbet man). Als solcher konnte er sich natürlich nicht um alles kümmern: er mußte einen Stellvertreter haben, und der Stellvertreter heißt in Latein des Mittelalters der locum tenens oder auf Französisch lieutenant — daraus wurde unser Leutnant. Und unter diesem wiederum stand der Wachtmeister.

Der arme Hauptmann wurde gar bald degradiert. Als die Heere sich vergrößerten, gab es nicht mehr bloß einen Hauptmann, sondern zwei, und bei uns immer mehr, und einer von ihnen mußte den übrigen vorgesetzt werden, mußte an der Spitze des Ganzen stehen — und der hieß nun der oberste Hauptmann oder der Oberst (Obrist). Sein Stellvertreter aber, der locum tenens des Obersten, erhielt den Titel Oberstleutnant, und wie unter dem Leutnant der Wachtmeister stand, so stellte man unter den Oberstleutnant den Oberstwachtmeister. Zu diesem Posten aber benief man gewöhnlich den ältesten Hauptmann, und für diesen hatten die Spanier einen eigenen Ausdruck, nämlich Major (maior, italienisch maggiore, vgl. Majorat), und so wurden Oberstwachtmeister und Major gleichbedeutend und noch vor geraumer Zeit nebeneinander gebraucht, bis das kürzere Wort das allzu lange aus dem Felde schlug.

Aber auch der Oberst wurde bald von seiner stolzen Höhe als oberster Befehlshaber verdrängt. Er hatte ganz das gleiche Schicksal wie der Hauptmann: neben dem einen Obersten gab es bald mehrere, und einer davon mußte der oberste Oberst sein, oder wie man in Frankreich sagte, der colonel general (etwa so, wie man den obersten Direktor als „Generaldirektor" oder den obersten Agenten als „Generalagenten" bezeichnet oder in der Rechenkunst den „Hauptnenner" auch noch als „Generalnenner"). Und wie man voiture automobile in „Automobil" (und dann in Auto), universitas litterarum in „Universität" oder Oberkellner in „Ober" abkürzte, so sagte man statt colonel general einfach „general", und diese eigentlich sinnlose Abkürzung spazierte auch zu uns hinüber, der General stellte sich an die Spitze des Ganzen und erhielt zu seinem Stellvertreter den Generalleutnant, unter dem wiederum der Generalobersttwachtmeister oder Generalmajor stand. Das ist des Rätsels Lösung.

Damit aber ist die Entwicklung noch nicht zu Ende. General zu sein ist schon etwas sehr Schönes — darüber aber steht noch der Generaloberst und der Generalfeldmarschall, in Rußland Generalfeldmarszal, in England General Field Marshal, in Italien Maresciallo, in Frankreich Marechal de France. Zu „Generalobersten" wurden in Preußen ursprünglich nur fürstliche Persönlichkeiten ernannt, und dieser Titel und „Generalfeldmarschall" bestanden anfangs noch nebeneinander, bis unter der Regierung unseres Kaisers der höhere Rang dem „Generalfeldmarschall" zuerkannt wurde. Wie stolz und fernig es klingt, dieses Wort „Marschall". Wer ahnt wohl, daß es eigentlich nichts anderes bezeichnet als einen Pferdeknecht? Das ist aber nicht zu leugnen. Altfranzösisch lautet das Wort marrachsaalt: in march erkennen man die „Mähre", die ein Pferd ist, (vergleiche auch „Marstall") und in salt unser Wort „Schalk", das ursprünglich einen „Knecht" bezeichnete (daher spricht noch Luther vom „Schalksknecht"). Wie aber konnte der „Pferdeknecht" zum „Marschall" emporsteigen? Nun, auch der Minister war ursprünglich nur ein „Diener", nämlich ein Diener des Fürsten — und derjenige Diener, der die Pferde unter sich hatte, war bei der Bedeutung der Kavallerie in der mittelalterlichen Kriegsführung eine höchst gewichtige Persönlichkeit, wie auch das Wort „Dofmarschall" uns lehrt. Als nun die Franken Frankreich besetzt hatten (das von ihnen auch seinen Namen empfangen hat), brang dieses Wort, wie so viele aus dem Kriegswesen (guerre ist unser deutsches „Werre") ins Französische, und so kommt es, daß marechal in Frankreich noch heute sowohl den einfachen Hufschmied wie den hohen Feldmarschall bezeichnet. Und aus dem Französischen haben wir dann unser Eigentum ahnungslos zurückgenommen. In der Form, marisscalco und der Bedeutung „Hufschmied" wanderte das Wort aber auch nach Italien, und später entlehnten die Italiener das französische marechal nochmals in der Form maresciallo = „Marschall", so daß auch bei ihnen zwei so verschiedene Dinge durch zwei so ähnliche Wörter bezeichnet werden. Es haben die Wörter ihre Schicksale. Wer's aber noch nicht glaubt, der begleite die Bedeutungsentwicklung von comes stabuli = Aufseher des Stalles zu „Konnetabel" = Kronfeldherr", der dann im Englischen wieder zu einem gewöhnlichen Schuhmann (Konstabler) degradiert wurde, oder von siniscalcus = „ältester der Diener" (hierin steckt gleichfalls unser Schalk) zu Seneschall = „Oberhofmeister".

Doch wenn der Eine steigt, so muß der andere sinken. War durch diese Verschiebung schon der Oberst mitsamt seinem Oberstleutnant und seinem Major ins Hintertreffen geraten, so erst recht der Herr Hauptmann mit dem Leutnant und dem Wachtmeister. Das Wort „Hauptmann", das einst den höchsten Befehlshaber ausdrückte, war jetzt so verachtet, daß es für lange Zeit durch das französische „Kapitän" verdrängt werden konnte, das die Franzosen ihrerseits aus dem Italienischen (capitano) entlehnt hatten. Im Landheer hat erst Friedrich Wilhelm IV. den „Kapitän" wieder durch den Hauptmann ersetzt, und bei der Marine hat er sich bis heute gehalten. Dabei bedeutet „Kapitän" nicht mehr und nicht weniger als „Hauptmann": es steckt darin das bekannte lateinische Wort caput = Haupt (vergleiche „Kapitol", „Kapitaler Fehler", „Kapitel = Hauptstück der Bibel).

Nicht anders erging es dem Leutnant (worin einige übrigens ein deutsches Wort sehen, das mit Leute = Kriegsvolk zusammenhängen soll). Einst bezeichnete dieses Wort ein hohes militärisches Amt, lieutenant du roi hieß in Frankreich ein Prinz, der ein militärisches Kommando inne hatte, und wenn wir in Goethes „Dichtung und Wahrheit" vom „Königsleutnant" lesen, (den Gustkow auf die Bühne gebracht hat), so müssen wir in der Schule besonders lernen, daß es sich nicht um einen einfachen Leutnant handelt, sondern um den „Stellvertreter" des Königs, der in Frankreich die höchste richterliche Gewalt über das französische Heer inne hatte. Heute aber ist der Leutnant glücklich auf der untersten Stufe des „Offizierkorps" angelangt.

Was besagt eigentlich der Ausdruck „Offizier". — Auch er bezeichnet ursprünglich einen Diener, denn er leitet sich ab von lateinisch „officium" = „Dienst, Amt, Obliegenheit"; der Gottesdienst heißt noch heute office divin. So hängt das Wort „offiziell" und „offiziös" und ähnlichen Fremdwörtern zusammen. „Korps" ist natürlich das lateinische corpus, französisch corps. In Anlehnung an dieses Wort ist auch der „Korporal" entstanden, der eigentlich vom italienischen caporale kommt, das seinerseits vom Lateinischen caput = „Haupt" abgeleitet ist. So hat es von Haus aus ganz die gleiche Bedeutung wie capitano = Kapitän = Hauptmann, und so steht man auch hier ein beträchtliches Stück hinter diesem Titel.

Der Titel „Unteroffizier" ist insofern merkwürdig, als der Unteroffizier — kein Offizier ist, während doch der Unterarzt ein Arzt, der Unterbeamte ein Beamter ist.

Ein Dienender ist ursprünglich auch der Sergeant: Das Wort stammt von lateinisch servients, französisch sergant, hängt also mit „servieren" = bei Tisch bedienen, „Serviette", „Service" und „Servisgeld" zusammen; der Polizeisergeant ist ein Polizeidiener.

Einen deutschen Namen führt zur Abwechselung der Feldwebel — aber allgemeinverständlich ist sein Titel darum doch nicht. Im Gegenteil: auch die Gelehrten sind sich darüber nicht einig, ob sie ihn von altfrankdeutschen weibe „Gau" ableiten sollen oder von altfrankdeutschen weiben mit der Bedeutung umhergetrieben werden, schwankend, unstet sein: danach wäre der Feldwebel ein „Vielbeschäftigter, Rühriger im Felde", und man könnte dabei an „weben" und an die rastlose Bewegung des Weberschiffchens denken, vielleicht auch an das Wort: „In ihm leben, weben und sind wir." Jedenfalls ist „Weibel" noch heute in manchen Gegenden Deutschlands und besonders in der Schweiz gebräuchlich und bezeichnet einen städtischen Unterbeamten, einen Amtsdiener. Auch der Feldwebel hat sich somit vom Diener zum Herrn emporgeschwungen.

Der „Gefreite" ist natürlich ein „Befreiter", und zwar eigentlich ein vom „Schichtwachtstehen Befreiter"; der „Rekrut" ist auf französisches recrue (weiblich) zurückzuführen, und dieses auf lateinisches recrescere „wiederwachsen", „nachwachsen": die Rekruten sind also die Nachgewachsenen, der Nachwuchs; das lateinische Wort findet man auch in „vivat, crescat, floreat" und in der musikalischen Bezeichnung crescendo „wachsend", „anschwellend".

Wer gar keinen Rang besitzt, ist ein „Gemeiner". Dieses Wort bezeichnet, wie man weiß, nicht einen sittlich Verworfenen, sondern hatte nach zur Zeit unserer Klassiker die Bedeutung „allgemein, gewöhnlich" so auch in Goethes oft mißverstandenen Worten auf Schiller: „Und hinter ihm in wesenlosem Schein liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine". Diesen Sinn hat es noch jetzt in „Gemeinwesen" und „Gemeinde". Der Gemeine ist also ein gewöhnlicher Soldat, d. h. einer ohne Dienstgrad, und da „gemein" eigentlich dasselbe wie „allgemein", französisch général aber auch nichts anderes heißt als „allgemein", so wäre dem bloßen Wortlaut zufolge der „Gemeine" eigentlich dasselbe wie der „General"! So verdüstern sich die Extreme, und so sehen wir, welche ungeheuren Wandlungen ein Wort durchmachen kann und wie wenig es im Grunde darauf ankommt, was es von Haus aus besagt.

Wenn es aber mißfällt, daß wir gerade die höheren Titel im Heerwesen fast ausschließlich von fremden Völkern entlehnt haben, und zwar von allen, die jemals militärisch bedeutend waren: von Italienern, Spaniern und Franzosen — der wird sich daran erinnern, wieviel Ausdrücke des Kriegswesens die Franzosen von den Franken übernommen haben, und außerdem sei ihm zum Trotze verraten, daß die Russen die meisten ihrer Titel von uns bezogen haben: Generalfeldmarszal, Generalleutnant, Generalfeldzeugmeister, Generalfeldzeugmeister, Generalmajor, Kapitan und Gefreiter, rotmistr (Rittmeister) und Feldwebel, der Kosaken, worunter sich unser „Hauptmann" verbirgt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191711181-16/fragment/page=0006

Auf dem Vormarsch in die ihl. Tiefebene.
Kaiser Karl im Heerzuge.

Ein Gasangriff in Flandern

und ebenfalls unsere Novellistik in den Dienst der Auf-
ung über die wahre Denkungsart der Gegner stellen.
Wie wenig es im übrigen die deutsche Presse versteht, die
nisse zu Propagandazwecken auszunützen, das zeigt sich
einmal bei Gelegenheit des politischen Mordes an der
lerin Mata Hari. Ihre Erschießung erfolgte auf einen
nicht einwandfreien Beweis hin. Aber die deutsche Presse
nommen nur so nebenbei Notiz genommen, obgleich sie doch
dem Falle der Engländerin Cavel, die wegen schwerster
nsprechhandlungen in Belgien hingerichtet wurde, hätte lernen
wie solche Dinge durch die Feinde ausgenutzt werden.
soll so zugegeben werden, daß ein solches Geschrei für unsern
Gemüt unsichn wirkt, aber seine Bedeutung für das Ausland
nicht vergessen werden. Man übersieht bei uns noch immer,
unsere heimische Presse ins Ausland so stark wirkt wie
ns.

Taschenlampen-Batterien

Mit den Batterien für elektrische Taschenlampen sowie für
gleichfalls vielfach durch derartige Batterien gespeisten Lese-
n, Nachtischlampen, Uhrständer mit Beleuchtung macht
häufig schlechte Erfahrungen. Der Grund hierfür liegt
vielfach nicht etwa in der schlechten Beschaffenheit der
rien, sondern sehr häufig in Unkenntnis wichtiger beim
auf zu beachtender Punkte sowie in ungeeigneter Behand-
der erworbenen Batterien. Die Beachtung der nachstehen-
Winke ist umso mehr dringend anzuraten, als ja derartige
rien vielfach ins Feld geschickt werden, wo sie, wenn sie
Ankunft keinen Strom liefern den Empfängern eine große
chtung bereiten und so ihren Zweck vollkommen verfehlen.
Kauf man eine Batterie, so nimmt meistens der Verkäufer
die Verkäuferin eine kleine Lampe wie sie für Taschen-
gen gebräuchlich sind, verbindet sie mit den beiden Polen
Batterie, d. h. also mit den beiden an ihr angelöteten
ten, und zeigt, daß die Lampe brennt. Hat der
er diese beruhigende Versicherung gewonnen, so wird die
ere eingepackt. Mit einer derartigen Prüfung sollte man
aber niemals zufrieden geben, denn die Tatsache, daß die
brennt, ist noch kein Beweis für die Güte der Batterie.
erste Bedingung, die an eine solche gestellt werden muß,
daß sie vollkommen frisch ist, denn jede Batterie nimmt
ab an Energie ab. Eine Batterie, die bereits vierzehn
lagert, ist schneller erschöpft als eine solche, die eben frisch
gestellt wurde. Da aber auch bei der schon vierzehn Tage
Batterie die Lampe brennen wird, so gibt uns diese Art der
ung keinerlei Gewähr. Dagegen sollen bei jedem Kauf
Batterie unbedingt nachstehende Ratschläge befolgt werden:
nicht einmal dreht man die Batterie um und betrachtet sie
der unteren Seite. Dort wird man nun einige geheimnis-
Zeichen und Zahlen eingestempelt finden. X. B. 11. Z. 17.
eine dieser Zeichen ist gewöhnlich der Buchstabe oder das
fabrikanten. Die eine Zahl bedeutet die
des Jahres, in der die Batterie hergestellt wurde. Das
Zeichen ist die Jahreszahl. Die Zeichen können aus tech-
Gründen erst dann eingestempelt werden, wenn die
vollständig fertig und versandfähig ist. Somit haben
in diesen Zeichen, vor allem aber in der Zahl, die die Woche
, ein vorzügliches Mittel, um zu erkennen, ob die
frisch ist oder nicht. Um zu wissen, in der wieviel-
des Jahres man sich eben befindet, ziehe man den Kalen-
der zu Rate. Die zweite Prüfung, die man beim Einkauf vornehmen sollte, besteht darin, daß man vom Verkäufer ein Meßinstrument, ein Voltmeter, an die Batterie anlegen läßt. Beim Anlegen des Voltmessers an die Metallstreifen der Batterie soll der Zeiger 4.5 Volt Spannung anzeigen. Zeigt er weniger, so ist die Batterie nicht gut oder nicht frisch.

Aber auch die frischeste Batterie kann sich erschöpfen, wenn man sie in falscher Weise verpendet. Gewöhnlich wird sie zum Versand so in die Behälter der Taschenlampe hineingesteckt, wie man sie für den Gebrauch benötigt. Wird dann während des Transports zufällig, sei es durch Erschütterungen oder durch zu feste Verpackung und dergl., ein Druck auf den Einschalter ausgeübt, so brennt die Lampe, während sie unterwegs ist, wobei sich die Batterie natürlich erschöpft. Nach ihrer Ankunft am Bestimmungsort gibt sie dann keinen Strom mehr. Die richtige Versendung hat in der Weise zu geschehen, daß man die Batterie verkehrt in den Behälter steckt, so daß sie die Lampe nicht speisen kann, und die Metallstreifen mit Papier überdeckt, so daß sie sich weder gegenseitig noch auch die Metallwände des Behälters berühren können. Auf einem beigelegten Zettel verständigt man den Empfänger, daß er vor Inbetriebsetzung der Lampe die Batterie erst herumdrehen muß. R.

Allerlei

Der Kartenbrief

Vor 20 Jahren wurde in Deutschland der Kartenbrief eingeführt. Damit war eine Neuerung geschaffen, die sowohl gegenüber den Briefen wie den Postkarten mancherlei Vorteile aufwies. Die Postkarte war zwar sehr bequem und handlich, sie hat aber den Nachteil, daß ihr Inhalt von jedermann gelesen werden kann, wenn sie in die Hand fällt. Der Brief aber ist keine Einheit. Er besteht aus dem Briefbogen und dem Umschlag. Fehlt das eine oder das andere, so kann er nicht zustande kommen. Außerdem war für manche Mitteilungen der Raum auf der Postkarte zu klein und dann erschienen diese doch wieder nicht so umfangreich, um deswegen Briefbogen und Umschlag zu verschwenden. Aus alledem half der Kartenbrief heraus. Er stellte die Lösung eines Problems dar, das im postalischen Verkehr täglich von neuem auftauchte. So schuf man denn ein Verkehrsmittel, das Brief und Postkarte zugleich war. Mit dem Brief hatte es den Vorzug der Geheimhaltung des Inhalts gemein. Es gewährte aber ihm gegenüber den Vorteil, daß es viel bequemer zu handhaben war, daß es Briefbogen und Umschlag vereinigte. Besonders auf Reisen machte sich diese Bequemlichkeit sehr angenehm geltend. Die Mitführung einiger Kartenbriefe erfüllte denselben Zweck wie die einer ganzen Sammlung von Briefbogen und Umschlägen. Die Postkarte aber übertraf der Kartenbrief durch die Größe des für Mitteilungen zur Verfügung stehenden Raumes und dadurch, daß der Inhalt vor Neugierde geschützt war.

Vorbildlich mußte die Art und Weise des Verschlusses beim Kartenbrief erscheinen. Hätte sich ihr Erfinder diesen Verschluß patentieren lassen, er wäre sicher vielfacher Millionär geworden. Manchmal mögen wohl hygienische Bedenken gegen den Verschluß aufgetaucht sein, kann doch durch die Verfeuchtungen schließlich etwas von der gesundlich zum Zukleben benutzten Feuchtigkeit des Mundes hindurchdringen. Eingehende bakteriologisch-hygienische Untersuchungen, die sowohl in Deutschland wie in England an Postbeuteln und ihren Inhalt angestellt wurden, haben gezeigt, daß in dieser Hinsicht weder von Briefen noch von Kartenbriefen irgendwelche Gefahren zu befürchten sind.

Im Anfang gewöhnte sich das Publikum nur schwer an den Kartenbrief, allmählich aber erwarb er sich immer mehr Freunde, obschon er immer noch nicht die Verbreitung gefunden hatte, die er eigentlich verdient. Besonders jetzt, in den Zeiten des Krieges, bedeutet seine Verwendung eine wesentliche Ersparnis an Papier, so daß ihm unzweifelhaft auch eine wirtschaftliche Bedeutung zukommt. Die ersten Kartenbriefe führte übrigens, wie hier noch erwähnt sein möge, Belgien ein. Deutschland folgte bald nach.

Heutzutage ist der Kartenbrief fast über die ganze Erde verbreitet, nur wenige Staaten führen diese Art der Postformulare nicht. In Holland und Rußland muß außer dem Porto noch ein Zuschlag für das gelieferte Papier bezahlt werden. In Deutschland hat man mit Recht eingesehen, daß eine Abgabe den Gebrauch dieses bequemen Verkehrsmittels hindern würde, und so hat man es ebenso wie bei der Postkarte, bei der einfachen Brieftaxe bewenden lassen. Außer durch die Post werden Kartenbriefe auch noch durch die private Industrie vertrieben. Bei den letzteren muß man die Marke allerdings besonders aufkleben, — eine kleine Mühe, die dadurch wieder ausgeglichen wird, daß man auf den von der Papierindustrie hergestellten Kartenbriefen gewöhnlich mehr Raum zu Mitteilungen vorfindet, sind sie doch meist noch mit einer Einlage versehen. Sie erfreuen sich deshalb vor allem bei dem ja bekanntlich besonders mitteilungsbedürftigen weiblichen Teil der Bevölkerung einer ganz besonderen Beliebtheit. R.

*

Sonnen- und Mondringe in ihrer Bedeutung für die Wettervorhersage

Hat man nicht die Möglichkeit, die amtlichen Wetterkarten zur Vorhersage heranzuziehen, wie das gegenwärtig auf dem Lande aus strategischen Rücksichten des Krieges wegen ganz allgemein der Fall ist, so sind Anzeichen am Himmel für Wetterveränderungen mit um so größerem Eifer zu verfolgen, als sie ja vielleicht außer den Ablesungen am Barometer, Thermometer und Hygrometer das einzige prognostische Hilfsmittel sind. Von besonderer Wichtigkeit sind natürlich Anzeichen, die bei noch völligheiterem, fast ganz blauem Himmel auf einen Witterungsumschlag hindeuten. In diesem Sinne haben die Ringe um Sonne und Mond von 22 bzw. 45 Grad Halbmesser noch lange nicht die genügende Beachtung gefunden. Besonders die engen Sonnenringe mit 22 Grad Radius liefern nach neuen Zusammenstellungen amerikanischer Wetterforscher, wie die „Meteorologische Zeitschrift" meldet, ein sehr gutes Hilfsmittel zur Vorhersage von Witterungsumschlägen. Diese Sonnenringe werden im allgemeinen nach 12—18 Stunden von Niederschlägen gefolgt, und das Sturmzentrum wandert nahe am Beobachtungsort vorüber. Die 45 Grad Ringe treten in großer Entfernung vom Mittelpunkt der Zyklonen auf und ziehen erst nach ein bis einhalb Tagen Niederschläge nach sich, wenn überhaupt solche eintreten. In den Wintermonaten beträgt die Sicherheit der Vorhersage mehr als 70 Prozent. Im Sommerhalbjahr pflegt dagegen die Witterungsänderung nur seltener zu Niederschlägen zu führen. Die eigentliche Bedeutung dieser Sonnen- und Mondringe (von den letztgenannten werden etwa 60 Prozent von Niederschlägen innerhalb rund 15 Stunden gefolgt) beruht darauf, daß sie das Vorhandensein einer dünnen Schicht feinster Federwolken angeben, die für den nördlichen Rand eines nach Nordosten vorschreitenden Tiefdruckgebiets charakteristisch sind. Von Interesse sind noch die Bemerkungen Palmers, daß die mittlere Geschwindigkeit der Federschichtwolken in jenen Höhen etwa 40 Meter in der Sekunde beträgt. Es ist jedoch auch ein Höchstwert von 94 Meter in der Sekunde beobachtet worden.

Für unsere Frauen

Die Versorgung minderbemittelter Familien mit Kleidung und Schuhwerk

Das die erste, deutsche so eigenartige Ausstellung für Altkleiderverwertung, die gegenwärtig in Leipzig stattfindet, in umfassender Weise zeigt, das ist in gewissem Sinne immer die Sache der Frau gewesen: die Herstellung verschiedenartigster Gebrauchsgegenstände für die Familienmitglieder.

Nicht erst in der Kriegszeit lernte die geschickte Frau ihre Kunst auch an Bekleidungsstücken erproben, die bisher eigentlich das Gebiet der Männerarbeit fielen, wie z. B. Herren- und Knabenanzüge und Hausschuhe aller Art. Wohl zu allen Zeiten war es praktisch veranlagte, fleißige und handfertige Frauen gewesen, die nicht nur die Kleidung für die weiblichen Familienmitglieder, sondern auch für die männlichen herzustellen verstanden, wenigstens zumeist so lange sie sich im schulpflichtigen Alter befanden. Später freilich wollten die der Schule entwachsenen „jungen Herren", ihres zunehmenden Wertes sich bewußt, nichts mehr von ihrer Mutter, von Mutters Hand hergestellten Bekleidungsstücken wissen und verlangten nach regelrechter „Schneiderarbeit". Nur ganz selten haben es einzelne Mütter gewollt, ihre Herren Söhne auch in dieser kritischen Zeit erwachender Männlichkeit noch mit den Gebilden ihrer eigenen Hand voll zu befriedigen.

Hier nun, auf der Ausstellung „Durchhalten", sind nicht nur Herrenanzüge, sondern auch solche für Erwachsene von Frauenhand angefertigt oder umgearbeitet worden. Was als besonders wichtig aber betont werden muß, ist die Tatsache, daß zumeist Kinder dazu herangezogen werden mußten, die dazu gerade Einsetzen von Flicken, das kunstvolle Ueberwinden der Nähte u. ä. m. lernen, damit dem hergestellt vorliegenden Stück völlig das erwünschte Aussehen eines aus neuem Stoff gefertigten Stückes verliehen werden konnte. Denn das ist das Wesentliche an dieser Ausstellung: sie will zeigen, daß sie nicht die bedürftige Bevölkerung, schleichweg nur mit der notwendigen Kleidung versorgen will, sondern diese wohl indirekt auch durch die Ausstellung davon überzeugt werden, daß keine Mittel, keine Mühe und Arbeit gescheut wird, ihre Kleidung zur Anschaffung zu bieten, die weder im Aussehen, noch in der Haltbarkeit einen Vergleich mit tadellosler Schneiderarbeit aus guten Stoffen scheuen muß.

Daß dieser Beweis so restlos erbracht werden konnte, muß den hier tätigen Frauen um so höher angerechnet werden, als sie, wie schon angeführt, Neulinge auf diesem Gebiet sind. Es würde zu weit führen, alle die kunstgerechten Kniffe zu beschreiben, mit deren Hilfe aus dem abgelegten Rock eines Wohlbeleibten, ein schicker Jünglings- oder Konfirmandenanzug, oder ein solcher für einen zwanzig- bis vierundzwanzigjährigen jungen Mann angefertigt wurde. Tatsache ist jedenfalls, daß sie jeder Kritik standhalten und nur die Bügelarbeit an ihnen vorwiegend von Männern ausgeführt wird. Von der Abteilung für Frauenkleidung und der Umarbeitung alter verbrauchter Stücke zu neuer Garderobe für Frauen, Mädchen und Kinder durch Frauenhände, ist das gleiche zu sagen, wie von der oben erwähnten Gruppe. Aber wie schon gesagt, ist dieses ein Feld der Betätigung, auf dem die Frau schon immer heimisch war. Zu bewundern ist hier nun vor allem die Phantasie, mit der auch das unscheinbarste Kleidungsstück ausgestattet und ausgeschmückt wird, um die bedürftige Käuferin auch nach dieser Richtung hin voll zu befriedigen.

In der Gruppe 8, mit der Herstellung von Schuhen aus allerlei Stoffabfällen und alten Filzhüten, zeigt sich ebenfalls wieder die Anpassung der Frau an völlig ungewohnte, nie bisher geübte Arbeit. Die warmen Hausschuhe, die hier gezeigt werden, können sich mit den fabrikmäßig hergestellten völlig auf eine Stufe stellen. In den Sonderausstellungen „Durchhalten ohne Bezugsschein" und „Werte aus Wertlosem" jedoch ist eine solche Fülle des Praktischen, Schönen, durch bisher niemals für möglich erachtetes Ausnützen meist für völlig wertlos geltender Stücke aufgehäuft, daß es geradezu bedrückend erscheint, auch nur einiges aus dieser Fülle herauszugreifen. Der ungeheure Anbrang der Frauenwelt zu dieser Ausstellung ist denn auch voll zu verstehen und es ist zu erwarten, daß die hier gebotenen Anregungen nicht nur für die Kriegszeit, sondern auch weit darüber hinaus als befruchtendes Beispiel auf die Frauenwelt wirken werden.

Dürfen wir uns doch keineswegs verhehlen, daß auch nach der Aufhebung der oft als so drückend empfundenen Bezugsscheinpflicht die Durchschnittsfamilie des Bürgerstandes sich ebenso langsam, wie jene der unbemittelten Kreise, sich wieder zu ihrer vor dem Kriege geführten Lebensweise durchringen wird. Wir werden, von Ausnahmen abgesehen, noch Jahre hindurch zum „Sparen-Müssen" gebieterisch gezwungen sein. Einesteils, weil uns die pekuniären Mittel fehlen, die vorhandenen und noch entstehenden Lücken in erwünschter Weise auszufüllen, zum anderen, weil die zur Deckung des Bedarfs notwendigen Rohstoffe erst nach und nach und wieder zugeführt werden können. So wird die Hausfrau und Mutter dazu gezwungen sein, ihre ganze Geschicklichkeit und Handfertigkeit, gepaart mit Fleiß und Geduld, aufzuwenden, den Bedarf ihrer Familie an der unumgänglich notwendigen Kleidung nach Möglichkeit aus alten Kleiderbeständen, aus alten Wäsche- und Ausstattungsstücken des Heims zu decken. So viel Anregung ihr auch eine heute wohl von jeder einzelnen gelesenen Frauenzeitschrift bietet, so kann diese doch auf die Dauer und wäre sie noch so reichhaltigen Inhalts, den sich einstellenden Bedarf nicht decken. Erst eine umfassende Uebersicht über alle sich eröffnenden Möglichkeiten der Ausnützung vorhandener Werte, wie eine derartige Ausstellung, kann ihr den Blick dafür weiten, was einesteils sorgsamste Schonung der Kleiderbestände, zum anderen rechtzeitiges Ausbessern, Vorrichten und Beseitigen ihrer Schäden und schließlich das völlige Umnähen an neuen Werten aus ihnen zu schaffen und jetzt in dieser kritischen Zeit das Durchhalten mit ihnen zu ermöglichen vermag. E. Thielemann.

*

Blumenpflege

Im Winter bildet die Zimmertanne einen beliebten Zimmerschmuck, ja oft sogar den einzigen, da sie bei entsprechender Pflege sich vorzüglich erhält und mit dem prächtigen Grün ihrer zierlichen Zweige, das Auge entzückt. Sie ist jedoch bezüglich des Standortes etwas empfindlich, will kühl stehen und liebt es nicht, wenn sie bald hier, bald dort aufgestellt wird. Ferner muß sie möglichst trocken gehalten, jedenfalls nicht täglich gegossen werden. Ist die Erdoberfläche trocken, so lockere man sie vorsichtig und gieße gründlich mit zimmerwarmem Wasser. Die Reste desselben entferne man bald aus den Untersetzer. Wöchentlich einmal befreit man sie mittels Zerstäuber und lauem Wasser von allem Staub und stelle sie etwas hohl auf den Untersetzer, damit die Luft auch ungehindert zu den Wurzeln dringen kann. H. R.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191711181-16/fragment/page=0007

Neue Bücher

— **Pontow, Max. Preußen und das Reichstagswahlrecht.** Verlag Theodor Weicher, Leipzig. Preis 8 Mk. — Weist man als Wertmaßstab jedes Staatstums das angeblich allbetzinbliche Allerweltsschema demokratisch-parlamentarischer Regierungsform ab und mißt man seine Größe aus an den überall gleichen Hauptaufgaben und -funktionen des Staates, so stellt sich das eigenartigste Staatswesen, das preußische, zugleich als besonders hochbehend und wertvoll heraus. Jetzt droht mit der Einführung des unterschiedslos gleichen Wahlrechts auch dieser Staat auf den in Theorie und Praxis minderwertigen Stand der modernen Demokratien herabgerissen zu werden. Auf eine schiefe Ebene gesetzt, würde es sich für ihn nur um ein schnelleres oder langsameres Hinabgleiten handeln. Ein Wahlrecht, das alle persönlichen Himmelsleiten Unterschiede zwischen Mensch und Mensch unbeachtet läßt, ist eine Vergewaltigung der Menschennatur, eine Verfündigung an aller staatlichen Vernunft, eine Gefährdung hoher Menschenkultur und ist weiter ein Fremdkörper im Staat des suum cuique, womit das par cuique verneint ist. Alle Gründe für eine Uebertragung des Reichstagswahlrechts zeigen sich bei genauer Untersuchung als völlig nichtig, ja verwandeln sich in Gegengründe. Die Forderung dieses entscheidungsreichsten Augenblicks der preußischen Geschichte ist ein Wehrstimmenruf, so dieselbig ausgebaut in einzelnen, von solchem Schwergewicht im ganzen, daß es die Uebermacht der Masse, der politisch Unzuständigen, weil Unverständigen, des „blinden Hörers", niederzuhalten vermag. In der Nachfolge der größten politischen Meister des deutschen Volks, vornehmlich eines Bismarck, eines Treitschke, wird hier jene Ablehnung und diese Forderung vertreten.

— **Hinaus ins Freie! Anleitung zum Beobachten unserer heimischen Tiere und Pflanzen.** Von Prof. Dr. O. Rabes. 181 Seiten mit 2 farbigen Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. Gebunden 8.50 Mark. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig. 1917. — Der Verfasser bietet uns hiermit eine zeitgemäße Anleitung zum Kennenlernen und Beobachten unserer heimischen Tier- und Pflanzenwelt. Die Studien dazu soll der Naturfreund in der sehenden Natur selbst anstellen. Darum führt der Verfasser in mehr als 20 in sich abgeschlossenen Kapiteln hinaus an die verschiedenen Standorte unserer Tiere und Pflanzen und sucht so die einzelne Landschaft als lebendes und belebtes Ganze zu erfassen. Die Treue dieser Wirklichkeit zeigt, daß der Verfasser nur schildert, was er auf seinen mannigfachen Wanderungen durch eigenes Beobachten und Erleben genau kennen gelernt hat. In erster Linie ist das Büchlein jedem Wanderer, der mit Interesse an allem, was da lebt, durch die Natur geht, ein freundlicher und zuverlässiger Begleiter und Berater. Vor allen Dingen wird die Jugend, die als Pfadfinder oder Wandervogel die nähere und fernere Heimat durchstreift, in lebenswarmen Schilderungen hingewiesen auf alles, was in Flur und Hain, Wiese und Aue, in Wald und Feld und Heide zu beobachten und zu beachten ist. Auch unsere Männer, die jahrelang draußen im Felde standen und so in viel engere und innigere Berührung mit der Natur kamen, die deshalb auch fernerhin sich ein starkes Interesse an ihr und ihrem Leben bewahren, werden das interessanteste Buch mit Nutzen als Ratgeber gebrauchen können. Die Kapitel sind dem Kreislauf des Jahres entsprechend angeordnet und behandeln: Erwachendes Leben. Im Auenwalde. Durch die Kiefernheide. Heimkehrende Wanderer. Im Laubwalde. Am Wasser. Im Wiesengelände. Auf sonnigen Hügeln. Im Felde. Am Meeresstrande. In blühender Heide. In Sumpf und Moor. Ueber Stoppelfelder. Vor Tau und Tag am Waldesrand. Auf dem Kahlschlage. Vom Wanderzug der Vögel. Zur Zeit der Laubfärbung. Immergrüne Pflanzen. Winterschlaf der Tiere. Moose und Flechten. Neuschnee. Nordische Gäste. Das schlafende Leben. Das mit guten Abbildungen versehene und geschmackvoll ausgestattete Büchlein können wir warm empfehlen.

— **Feindliche Invasion! Von Johs. Höffner.** Preis eleg. kart. 1,25 Mk. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Grosse), Halle a. S. Der weitbekannte Schriftsteller und Mitherausgeber des „Deheim" hat auf Grund seiner universelen Bildung ein Werk geschaffen, das in seiner Art einzig dasteht. In glänzendem Fluß innerlich erregter historischer Darstellung bringt es die Geschichte des feindlichen Invasionsgedankens, von dem Deutschland schon bedroht ist, fast solange es eine eigene Geschichte hat. Seine äußerste Zuspitzung erfuhr dieser Gedanke dann in unserem Zeitalter mit der groß angelegten englischen Einkreisungspolitik. Was die feindliche Diplomatie hier gegen uns geleistet und an uns gesündigt hat, ist in wundervoll großzügiger und einleuchtender Weise dargestellt. Man schaut hier in das Gewebe feindlicher diplomatischer Ränkespinnerei hinein, und wer für diese Dinge bisher kein Interesse gehabt hat, der gewinnt es durch die in höchstem Maße zu politischem Denken erziehende Schrift Höffners. Wir brauchen dringend solche Bücher, die unserm Volke den Sinn für Politik wecken, ihm die Augen schärfen für Vorgänge, die sich nicht an der Oberfläche des Alltags abspielen und die dennoch die Gestaltung unseres ganzen völkischen und wirtschaftlichen Lebens bestimmen.

— **Das Glück in der Sackgasse.** Roman von Hermann Kurz. 327 Seiten mit Buchschmuck. Gebunden 5 Mark. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1917. — Mitten in unserer stürmischen Zeit ist da ein Buch entstanden, das von einem stillen, warmen und tiefen Humor beseelt ist. Es handelt von beschaulichen Leuten und ihren Schicksalen, und wenn man es liest, wird einem selbst so beschaulich zu Mute, als säße man in einem alten sonnigen Klostergarten und ein weiser Prior wiese in schöner Selbstversponnenheit über die Klostermauer auf den Strom des Lebens, in dessen breitem, behäbigem Lauf sich die bunten Bilder der Welt da draußen spiegeln. Das Buch und der Verfasser lächeln immer, was auch geschehen mag, ihr siebenmal weises, irdisch-unirdisches Lächeln. Ob Menschen, die sich lieben, dann auch finden, ob ein jugendlicher Büllentraum reift, ob Seelen sterben, was liegt darauf „Geh' an der Welt vorüber, es ist nichts!" Und doch ganz fein durchschwingt das Buch das triumphierende, fröhliche „Trotz alledem" des Lebensbejahers, wenn es zum Schluß in einer großen, festlichen Harmonie ausklingt. Es sind meist liebenswerte Menschen, die uns auf der Fahrt zum Glück begegnen, und ein großes, liebevolles Herz schenkte ihnen seine Wärme. Mit niederländisch breitem Pinselstrich und der behaglichen Freude niederdeutscher anekdotenreicher Humoristen an köstlichen Einzelheiten und schrulligen Menschen entrollt uns der Verfasser ein farbenprächtiges Gemälde, und jeder, den die Schönheit dieses Bildes bezaubert, sucht und findet nach langen, schmerzensreichen Irrfahrten in dem weiten Fahrwasser des Lebens sein Glück in der Sackgasse.

— **„Neuordnung der Menschenliebe"** ist die eigenartige Bezeichnung eines Buches, das der Wirkliche Geheime Admiralitätsrat Dr. Felisch, Abteilungschef im Reichs-Marine-Amt, bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin SW. 68 erscheinen läßt (Preis 2 Mk.). Im gleichen Verlage war im Frühjahr dieses Jahres ein Buch desselben Verfassers über „Ein deutsches Jugendgesetz" veröffentlicht worden, das bedeutendes Aufsehen erregte und eine starke Bewegung für deutsche Jugendpolitik zur Folge hatte. In der hier angezeigten Schrift legt der Verfasser den Begriff und das Wesen der Menschenliebe im Anschluß an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter dar, welches die Urvorschriften für die Ausübung pflegerischer Betätigung enthält. Er unterscheidet die vorwiegend wirtschaftliche und die vorwiegend pflegerische Hilfeleistung und wehrt nachdrücklich alle Auswüchse ab, welche unsachlichen Beweggründen entspringen auch sozial schädlich wirken. Besonders tritt er für die Teilnahme der Frauen als der berufenen Apostel der Menschenliebe auf, erörtert die Art der Aufbringung und der Verwendung der Mittel für Vereinszwecke und sagt hier scharfe, aber durchaus berechtigte Worte gegen manche sehr hohe Einkaufspreise. Neue Richtlinien werden für die innere Umgestaltung der Wohlfahrtspflege gegeben, die erzieherisch wirken muß und deshalb, wie eingehend und geholtvoll ausgeführt wird, zunächst die Erziehung der Erzieher, die Erziehung der Erzogenen und die Erziehung der Unerzogenen voraussetzt. Als Ziele werden u. a. die Erzeugung nur sittlicher Kräfte und die Hebung der unteren Volksschichten aufgestellt. Den Schluß macht eine umfangreiche alle Möglichkeiten erschöpfende, systematische Darstellung der äußeren Neuordnung der Menschenliebe; von der geschichtlichen Entwicklung der Bestrebungen auf dem Gebiete einer Zusammenfassung aller gemeinnützigen Bestrebungen ausgehend, gibt der Verfasser ein Beispiel bester praktischer Durchführung in dem durch die Reichs-Marinestiftung geschaffenen Wohlfahrtsverbande, dessen grundlegende systematische und wohldurchdachte Planmäßigkeit fesselnd dargestellt ist. Er zeigt sodann vier Wege, auf denen ein Zusammenschluß aller Wohlfahrtsvereinigungen innerhalb des Deutschen Reiches sich ermöglichen läßt und fordert dazu auf, daß rasch das Notwendige geschehe. „Sämmtner vor Sonnenaufgang" ruft er auf, um an die Arbeit zu gehen und die Körner auszustreuen, „sobald die Sonne Neudeutschlands, noch blutig rot von den Opfern der Schlachtfelder, aus deren Wüstenei sie sich erhebt aufgegangen sein wird". Der Eindruck des ganzen Werkes, das aus tiefster Sachkunde und jahrzehntelangen eigenen persönlichen pflegerischen Erfahrungen beruht, ist nachhaltig: tiefgründige, wissenschaftliche Ergebnisse, durchgogen von anmutigen poetischen Einfügungen, sachliche Betrachtungen eines geistig hochstehenden, weltmännisch gebildeten Mannes, eng verwoben mit der überall durchblickenden Liebe zu Grund und Boden zu den unwichtigen Verhältnissen auf dem Lande: so ist diese Schrift ein Kulturdenkmal, das dem Vaterlande errichtet wird in schwerer Zeit, zugleich ein Wahrzeichen für die Größe, die Macht und die Gewaltigkeit des Neuaufbaues unserer privat organisierten Volkskraft.

— Die Dichterin des Heidschulmeisters von Uwe Karsten, Felicitas Rose, hat mit ihrer stillen versonnenen Art in ihrem neuesten Roman „Meerkönigs Haus" (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, Preis 4 Mk.) ein Reines Werk geschaffen. Mit vollendeter Kunst stellt sie ihre Menschen, das ruhige, selbstsichere Leben der alten Hansastadt, und von Gemälden alter deutscher Meister schauen sie uns zum Teil entgegen. Jahrhundertelang war der Ruf des Hauses Stolz der Karsten, und immer haben die Besitzer an der Spitze gestanden: ein Sohn, ein Nachfolger war ihnen höchste Freude, eine Tochter hieß Niedergang — bis einmal eine Tochter Schande über das Haus brachte und in die Fremde gehen mußte. Der jetzige Chef des Hauses besitzt nur eine Tochter, und wirbt ein prächtiger, ehrenhafter Marineoffizier. Da aus fernen Landen der Sohn des verschollenen und verfluchten einstigen Erben auf, und ihm schenkt die neue „Nordstadt" ihr goldenes Herz. Warme Liebe zur Scholle, zu den Bräuchen des Vaterhauses weht durch das Buch. Wie in ihren Werken hat Felicitas Rose das Hauptgewicht auf ethische Tendenz gelegt, ohne jedoch irgendwie aufdringlich zu sein, und so ist auch dieser neue Roman eine Gabe der Verfasserin an das deutsche Volk.

— **Kleines Pilzkochbuch.** Für Kriegs- und Friedenszeiten. Anweisung zu sachgemäßer Behandlung und Zubereitung der Pilze im einfachen bürgerlichen Haushalt. Von Emma Eugen Gramberg. 64 Seiten. Geheftet 60 Pfg. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. 1917. Der Name „Gramberg" ist für das Buch Empfehlung genug. Die bisher in den Kochbüchern und anderweitigen berufsmäßigen Pilzvorschriften vielfach entweder für die feine Hotelküche berechnet, oder sie gehen in kostspielige und umständliche Anweisungen, zum Teil sind sie auch völlig veraltet und durch die neuere Erfahrung überholt. Hier liegt ein praktisches Werk für die einfache bürgerliche Küche vor, in der es weniger auf kulinarische Feinheiten ankommt, als auf Ernährung und Hebung des Volkswohls.

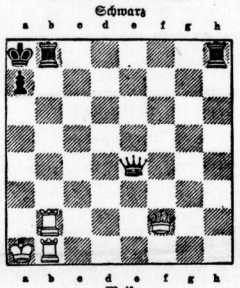
Vorrätig bei oder zu beziehen durch
Tausch & Grosse, Buch- und Kunsthandlung
Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 83.

Spiel- und Rätselecke

Schach-Aufgabe.

Aus Damiano 1512:

Schwarz

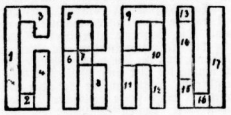


Weiß

Weiß erzielt in 3 Zügen matt.

Zusammensetz-Aufgabe.

Das Wort „GRAU" ist in seine einzelnen nummerierten Teile zu zerlegen und aus denselben ein neues Wort zusammenzusetzen, das ein Tier von grauer Farbe bezeichnet.



Bilder-Rätsel.

Pyramiden-Rätsel.

A
A A A
A A B D E
E E J L L L N
N N O O R S T U V

Die Buchstaben in vorstehender Pyramide sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen ergeben:
1. Buchstabe. 2. Weiblicher Name. 3. Deutscher Fluß.
4. See in Asien. 5. Truppenteil.

Die beiden Seiten der Pyramide ergeben dann einen deutschen Bundesstaat und eine Telefunkenstation.

Anogramme.

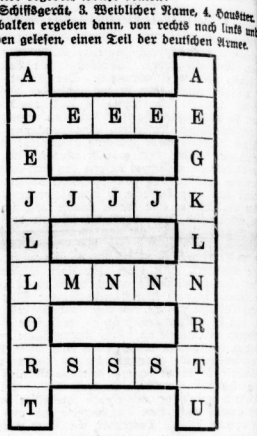
Hunderte von Arbeitern — in der Geschoßfabrik geschäftig hin und her, während hundert andere fleißig mit — beschäftigt waren.

Der Soldat suchte die brennende — an seinem Fuße mit — zu kühlen.

Die Striche in den Sätzen sind mit Worten, welche die gleichen Buchstaben, aber in verschiedener Anordnung haben, auszufüllen.

Leiter-Rätsel.

Die Buchstaben in der Leiter sind so umzustellen, daß die Sprossen Wörter ergeben, welche deuten:
1. Metall. 2. Schiffsgerät. 3. Weiblicher Name. 4. Haustier. 5. Die beiden Längsbalken ergeben dann, von rechts nach links und von unten nach oben gelesen, einen Teil der deutschen Armee.



Auflösungen der vorigen Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe.

Verlauf des Spiels.

A E. 7	B E. 8	C H.-Unt.	— 2
C Sch.-Kö.	A H.-Ob.	B Sch.-Äß	+ 18
B H. 9	C H. 7	A H.-Kö.	+ 4
A E.-Ob.	B E. 9	C E.-Unt.	— 5
C H. 10	A H.-Äß	B Sch.-Unt.	— 22
B Gr.-Unt.	C Gr.-Kö.	A E.-Kö.	— 10
B Sch. 9	C Sch. 8	A E.-Äß	+ 11
A E. 10	B Gr. 8	C H. 8	+ 10
A Gr.-Äß	B Sch.-Ob.	C Gr. 7	+ 14
A Gr. 10	B Sch. 10	C Gr.-Ob.	+ 20

Auflösung des Vexierbildes: „Wo ist der Meister?"

Bild Kopf stellen, dann rechts vom Jungen zwischen Kanne und Strauch.

Auflösung der Scharade.

„Blumenthal."

Auflösung des Wort-Rätsels.

Renntier — Rentier.

Auflösung der Zerschnitt-Aufgabe.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Hans Simon.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191711181-16/fragment/page=0008